

Zeitschrift: Die neue Schulpraxis
Band: 17 (1947)
Heft: 12

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE NEUE SCHULPRAXIS

DEZEMBER 1947

17. JAHRGANG / 12. HEFT

Inhalt: Der Schüler soll sich in die Lage des Lehrers versetzen – Eine weihnachtliche Wandplastik für die Unterstufe – Der Ein- und Dreiphasen-Wechselstrom – Bastelarbeiten zum Sandkastenunterricht – Wir lernen messen – Ich weiss nüt! – Schüler berichten über ihre Lektüre – Die Neutralität der Schweiz – Der Klassenbrief – Sprechchöre – Lehrmittel – Neue Bücher – Inhaltsverzeichnis des 17. Jahrganges der Neuen Schulpraxis

Der Schüler soll sich in die Lage des Lehrers versetzen

Von Theo Marthaler

Was kann schwieriger sein, als sich in die Lage eines andern Menschen zu versetzen? Andererseits: Ist diese Fähigkeit nicht die Voraussetzung für alles Gute und Gütige an uns?

So wollen wir uns immer wieder mühen, wollen immer wieder versuchen, unsere Massnahmen mit den Augen des Schülers zu betrachten, wollen dem Schüler aber auch helfen, mit unsern Augen zu sehen. Das fällt ihm besonders schwer, wenn wir ihn strafen müssen. Um ihn auch für diesen Fall zu wappnen, diene mir u. a. das nachstehend geschilderte Vorgehen:

Ich las den Schülern aus dem schönen Roman «Eine Tür geht auf», verfasst von unserm Kollegen Adolf Heizmann (Verlag F. Reinhardt, Basel), folgende Stelle vor. Der Text ist etwas gekürzt und enthält kleine Änderungen, damit er aus sich selbst heraus verstanden werden kann:

(Lehrer Johannes Hirt amtet in einer Anstalt für schwererziehbare Knaben von 12 bis 18 Jahren.) Schlecht gelaunt eilte Herr Hirt zur Aufgabenstunde. Er drückte die Messingklinke der Schülertüre, liess sie aber sogleich mit einem Schrei wieder fahren. Ein starker elektrischer Schlag hatte ihn durchzuckt. Minutenlang war er wie gelähmt vom Schrecken. Für einen weniger kräftigen Menschen hätte das den Tod bedeuten können.

Das war der gemeinste Streich, der Herrn Hirt je begegnet war. Aber ein paar Minuten genügten, den ersten Zorn und die aufsteigenden Vergeltungsgedanken zu drosseln.

Herr Hirt hatte seine Fassung wieder gefunden. Mit dem Absatz hieb er auf die Klinke und stiess die Türe auf. Die Schüler sassen da, als ob nichts geschehen wäre. Von einer elektrischen Leitung war nichts zu sehen. Sie musste inzwischen entfernt worden sein. Herr Hirt trat ans Pult, die Hände tief in den Taschen vergraben. Sie durften jetzt nicht frei sein; wie leicht konnten sie ihm einen üblen Streich spielen.

«Wer hat den Leitungsdraht gelegt? Ich gebe euch drei Minuten Zeit.» Die Worte hingen im Raum. Ruhig waren sie ausgesprochen worden und schwebten jetzt über den Köpfen, als suchten sie einen Ast, auf den sie sich niederlassen könnten.

Keine Antwort. Die drei Minuten verstrichen. Die grossen Schüler hielten dicht und schienen sich nicht verraten zu wollen, und die kleineren schwiegen auch, wohl aus Furcht vor der Rache der grossen.

Bis dahin lassen wir die Schüler mündlich oder schriftlich nacherzählen. Und nun sollen sie selber einen Schluss finden, sollen an Stelle des Dichters weiterschreiben. Dadurch sind sie gezwungen, sich in die Lage des Lehrers zu versetzen; sie lösen diese Aufgabe recht gern. (Nacherzählung und selbst-erfundener Schluss benötigen etwa zwei Stunden Zeit.)

Um Rechtschreibfehlern vorzubeugen, besprechen wir vielleicht die Anrede-fürwörter kurz. Weil es sich nicht um einen Brief handelt, sind alle ausser der

Höflichkeitsanrede «Sie» klein zu schreiben (du, euch, ihr usw.). Ebenso besprechen wir Gross- und Kleinschreibung für: die kleinen, die grossen, die ältern, die jüngern, die ersten, die letzten Schüler; die Kleinen, die Grossen usw.; der eine, der andere; die beiden.

Hier ein paar Beispiele von Schlüssen, wie sie von 15jährigen Schülern gefunden wurden:

Herr Hirt führte die Stunde durch, wie wenn nichts geschehen wäre. Am nächsten Tag begann er in der Physik mit der Elektrizitätslehre. Er stellte immer wieder Fragen über die verschiedenen Stromarten, und es fiel ihm dabei auf, dass zwei Knaben alles beantworten konnten. Er rief sie freundlich zu sich und gab ihnen den Auftrag, an einem Schalter Strom abzuzapfen, um eine Glühlampe aufleuchten zu lassen. Die beiden brachten das so geschickt fertig, dass Herr Hirt seinen Verdacht bestätigt fand. Er stellte sie nach der Stunde. Sie gestanden unter Tränen. Zur Strafe durften sie am Besuchssonntag nicht nach Hause fahren.

*

Nun begann Herr Hirt, seinen Schülern die Folgen auszumalen, die ihr Streich hätte haben können. Er musste sich sehr beherrschen, dass sein Zorn nicht ausbrach. Dann fragte er noch einmal gütig: «Wer ist es gewesen; der soll sich doch melden, sonst muss ich die ganze Klasse bestrafen». Niemand meldete sich. So strafte Herr Hirt die ganze Klasse, und zwar sehr streng, denn er war über ihre Verstocktheit erbost. – Der Urheber des Streiches wurde nie verraten.

*

Die Schüler glaubten, Herr Hirt breche in einen furchtbaren Zorn aus; aber nichts dergleichen geschah. Er begann mit dem Unterricht und verlor kein Wort mehr über das Geschehene. Aber er sann ständig darüber nach, wie er den Täter herausfinden könnte. Da kam ihm ein guter Einfall. Er liess Zettel austeilen und befahl den Schülern, über den Vorfall zu schreiben, und zwar unter dem Titel «Was täte ich, wenn ich der Lehrer wäre?».

Dem Lehrer grauste es, als er las, welche Strafen die Schüler an seiner Stelle gäben. Keiner der Vorschläge wollte ihm gefallen.

Am Nachmittag erzählte er den Schülern einen ähnlichen Vorfall, so ergreifend, dass es den Schülern wirklich zu Herzen ging. Als es in die Pause läutete, blieb ein Knabe schluchzend zurück und gestand. Herr Hirt redete ihm ins Gewissen und liess ihn straflos gehen.

*

Andere Lösungen erzählen, wie der Lehrer die Schüler durchsucht und so dem Täter auf die Spur kommt; wieder andere, dass die Sache nicht auskommt und der Lehrer die Anstalt verlässt, aber zurückkehrt, nachdem die Knaben ihm brieflich gestanden haben. – Viele Schüler beschränken sich darauf, zu erzählen, wie die Täter herausgefunden werden. Das ist ein Fehler; nachdem der Lehrer drei Minuten Bedenkzeit angekündigt hatte, darf er die Sache nicht straflos ausgehen lassen. Die Lösungen geben uns eine prächtige Gelegenheit, die Sache gründlich zu besprechen. Wir untersuchen die seelische Wahrscheinlichkeit der vorgeschlagenen Untersuchungen und Strafen. Vielleicht stellen wir in einer Tabelle zusammen, welche Strafen vorgeschlagen wurden und wie oft:

Liebesentzug, Körperstrafe, Freiheitsstrafe, Strafarbeit, Verzichtstrafe, Ehrenstrafe. Strafe zur Besserung durch Einsicht oder Strafe zur Abschreckung?

Bei dieser Gelegenheit finden die Schüler auch, dass es durchaus nicht das beste ist, eine Untat straflos ausgehen zu lassen. Ein gesunder Mensch hat das Bedürfnis, für Unrecht bestraft zu werden. Nur so wird er entschönt. Nur so wird er innerlich wieder frei.

Geistig unentwickelte Schüler schlagen einfach die Massnahmen vor, die der jetzige oder frühere Lehrer in einem solchen Fall ergriffen hätte. Das Spiegelbild, das wir so vorgesetzt erhalten, ist manchmal ganz wohlthätig.

Wenn die Besprechung der Schülerarbeiten erschöpft ist, herrscht die richtige Spannung für den Schluss, den der Dichter gefunden hat. Wir lesen ihn vor und

lassen ihn mündlich oder schriftlich nacherzählen, aber gekürzt. Statt (wie im ersten Teil) alles möglichst genau wiederzugeben, soll der Schüler jetzt nur das Wesentliche festhalten. Rede und Gegenrede sind zu vermeiden; wichtig ist uns jetzt, was geschieht, weniger, wie sich die Sache abspielt.

«Gut, der Held dieses Bubenstückleins ist also zu feige, zu seiner Sache zu stehen. Dann müssen eben alle darunter leiden, bis er sich eines Besseren besonnen hat.»

Noch einmal wartete er einen Augenblick, ob nicht doch einer sich meldete. Es war nicht der Fall.

«Wenn ein Kind mit der Schere spielt und ins Tischtuch schneidet, dann nimmt man ihm dieses gefährliche Instrument einfach weg. Das gleiche geschieht jetzt bei euch mit dem Licht. Ihr habt den Lichtstrom missbraucht, also wird er euch entzogen. Und zwar in den Schlafsälen und im Waschraum; bis der Täter seine verdiente Strafe in Empfang genommen hat.»

Beim Nachtessen setzte Johannes Hirt den Hausvater von diesem Beschluss in Kenntnis und erhielt die vollkommene Billigung dieser Massnahme. Dann entfernte er die Sicherungen im Schaltkasten.

Die Buben freilich empfanden diese Strafe als Spass und trieben allerlei Schabernack in den verdunkelten Räumen. Erst nach und nach wurde die Sache unangenehm. Verwechslungen führten zu Zank und Ärger. Auch beim Aufstehen war es stockfinster. Man suchte seine Kleider, die Seife, die Schuhe. Einige kamen darum zu spät zum Morgenessen und fanden den Speisesaal verschlossen. Mit knurrendem Magen mussten sie an die Arbeit gehen.

So ging es eine Woche lang. Unzufriedenheit und Misstimmung spreiteten sich in allen Ecken wie lästige Spinnweben. Die fröhliche Stimmung beim Zubettegehen war verflogen. Still suchte jeder seine Liegestatt auf. Mancher kleidete sich im Korridor aus und wanderte dann mit seinem Bündel in die unfreundliche Finsternis.

Johannes Hirt verzog keine Miene. Es war ihm auch nicht ums Lachen, obwohl manchmal Grund genug vorhanden war. Bereits begann er zu zweifeln, ob er wirklich das Richtige getan hatte. Er hörte Flüche und Seufzer, wenn wieder einer über einen Stuhl gestolpert war und sich irgendwo den Körper rieb.

Aber einmal klopfte es doch an die Zimmertür des Lehrers. Es war nach dem Mittagessen. Hirt hatte Freistunde.

Auf das «Herein!» schob sich zaghaft eine Gestalt ins Zimmer. «Tag, Hugo!» begrüßte Johannes Hirt kurz und freundlich den ältesten der Gartenburschen.

«Tag, Herr Hirt!» echote es fast schüchtern zurück, «ich wollte nur sagen – die ändern – –.» Weiter schien der Bursche nicht zu kommen. Aber Johannes half ihm nicht nach. Er liess ihn stehen und kam seiner Verlegenheit in keiner Weise entgegen. Hugo musste den Mut zum Bekenntnis finden. Das war für ihn vielleicht die härteste Strafe. Er, der immer gerne hörte, wenn er gelobt und als Muster bezeichnet wurde.

Umständlich kramte er nun in seiner Hosentasche und zog dann einen langen elektrischen Leitungsdraht heraus. Den legte er vor Johannes auf den Tisch: «Hier – ist die Schnur. Es tut mir leid. Wollen Sie mir bitte verzeihen?»

Es hatte ihn Überwindung gekostet. Mit siebzehn Jahren macht es Mühe, diese einfachen Wörtlein über die Lippen zu bringen; man denke doch: mit langen Hosen und Schuhnummer dreiundvierzig. Ein kräftiger Fluch schlüpft da schon leichter.

«Schön, Hugo! Etwas lange gegangen, he? – Die Sache wollen wir jetzt begraben. Wir haben belde gelernt, nicht?»

Johannes blickte wieder in sein Buch. Noch stand der Junge am selben Fleck. Irgendwo mochte ihn der Schuh noch immer drücken, trotz der Grösse dreiundvierzig.

«Nun, du kannst gehen, Hugo. Oder worauf wartest du noch?» fragte Hirt über die Zeilen hinweg, die er gerade las.

«Auf die Strafe.» Fast unhörbar schlüpfen diese Wörtlein zwischen den Lippen durch und verklungen, als reue es sie im nächsten Augenblick, den Weg gefunden zu haben. Der Blick suchte beschämt den Fussboden ab. Es war immerhin nicht selbstverständlich, dass man mit siebzehn Jahren um Bestrafung bitten musste.

«Ach so, die Strafe?» nahm jetzt Johannes den Faden auf. «Ich habe nicht mehr daran gedacht. Ja – –.» Er fasste den Burschen fest ins Auge. «Strafe muss natürlich sein. – Deine besteht darin, dass du von jetzt an deinen grössern Kameraden, erst recht natürlich den kleinen, mit gutem Beispiel vorangehst und mir in der Aufsicht hilfst. Wenn wieder solche Dinge vorkommen, dann brauche ich nicht mehr nach dem Schuldigen zu fragen. Der bist dann du, weil du diese Aufsichtspflicht vernachlässigt hast.»

Hugos Gesicht erhellte sich zusehends. Er freute sich, dass man ihm Gelegenheit gab, wieder gutzumachen. «Sie können auf mich zählen, Herr Lehrer!» Damit bot er ihm seine breite Hand zur Bekräftigung dar und blickte offen in die wartenden Augen.

Johannes freute sich, freute sich wie ein Bub, dessen Drachen in die Höhe steigt, als wolle er nie mehr herunter. Er hatte gewonnen. Seinem Sieg über sich selbst hatte er es zu danken. Das Seilziehen war entschieden. Mit festem Griff wollte er das Tau halten und nicht mehr loslassen.

An diesem Abend leuchteten wieder die Kugellampen im Schlaftsaal. Es war, wie wenn nach langem Winter die Sonne wieder am Horizont emporsteigt und neuen Frühling kündigt. Grösser kann auch dann die Freude nicht sein als nach der langen Dunkelheit im Schlaftsaal der Buben.

In der Nachbesprechung stellen wir eine Tabelle auf, die Wesentliches und Unwesentliches auseinanderhält, zum Beispiel so:

Wesentliches

Licht genommen. Grund (Vergleich mit der Schere).

Wirkung (Spass – Ärger).

Geständnis des 17jährigen Übeltäters.

Vergebung und Strafe (Aufsicht).

Unwesentliches

Mitteilung an den Direktor.

Zweifel des Lehrers.

Name, Hinlegen der Schnur usw.

Das neue Licht.

Nun stellen wir die Lösung des Dichters unsern eigenen gegenüber. Warum ist sie die beste? Welche Vorzüge und Nachteile weist sie auf? (Vorzug: Die Strafe ist dem Vergehen am besten angepasst. Nachteil: Es werden auch Unschuldige bestraft.) Da stossen wir wieder auf die wichtige Frage, ob ein Schüler einen Mitschüler verzeihen solle. (Vergleiche Neue Schulpraxis, Augustheft 1946, Seite 315.) Um alle drei Teile schriftlich zu erledigen, benötigen die Schüler etwa 4 Seiten im Format A4. Sie haben dann folgende Titel:

Vom Seilziehen zwischen Lehrern und Schülern

1. Adolf Heizmanns «Eine Tür geht auf» nacherzählt
2. Selbsterfundener Schluss
3. Kürzende Nacherzählung des Schlusses von Adolf Heizmann

Da diese Arbeiten ziemlich zeitraubend sind, begnügen wir uns vielleicht, sie mündlich ausführen zu lassen. In diesem Fall erzählen fünf bis zehn Schüler den gleichen Teil. Wir besprechen ihre Arbeiten dann gesamthaft auf Grund der Notizen, die die übrigen Schüler während der Vorträge gemacht haben.

Eine weihnachtliche Wandplastik für die Unterstufe

Von Max Hänsenberger

Die vorweihnachtliche Zeit in der Schule ist für die Unterstufe besonders dankbar. Es braucht nicht mehr als ein frisches Tannenzweiglein, ein Kerzlein oder ein Sternlein aus Gold- oder Silberpapier – und schon glühen die Kinderwangen, schon strahlen die Kinderaugen: alle sind in vorfestlicher Stimmung. Und dieses Glühen und Strahlen wollen wir dankbar entgegennehmen und mit unserer Schularbeit eng verknüpfen.

Der Weihnachtsstern



Aus Goldpapier schneidet der Lehrer einen grossen Stern mit zwei breiten gleissenden Strahlen. Damit der Stern schön symmetrisch wird, eignet sich zu seiner Herstellung am besten ein Faltschnitt. Dieser Weihnachtsstern wird auf die Cellotexplatte geheftet, die vorher mit schwarzem Papier überzogen worden ist. So entsteht ein guter Kontrast.

Der Weihnachtsstern soll nun als Mittelpunkt unserer Schularbeit⁷ dienen. Eines Morgens strahlt der mächtige Stern in der Schulstube von der Wand herab. Es dauert nicht lange, und schon steht die ganze Schülerschar unter dem Stern versammelt. Jedes weiss natürlich etwas dazu zu berichten: Das ist ein grosser Stern. – Das ist der Abendstern. – Nein, das ist der Weihnachtsstern. – Das ist der Stern von Bethlehem. – Wir haben daheim auf dem Dache unseres Krippeleins auch einen solchen Stern mit Strahlen. – Auf unserm Christbaum hat es zuoberst auch einen grossen Stern, aber jener ist aus Glas, nicht aus Papier. –

So plaudern die Kinder munter drauflos: der Weihnachtsstern aus Goldpapier hat die richtige Stimmung für all das weihnachtliche Geschehen geschaffen. Bald sind die Gedanken der Schüler beim Stall von Bethlehem. Ja, dort strahlte einst ein so grosses, mächtiges Licht. Mitten in der Nacht haben Engelein den Hirten die frohe Botschaft überbracht. Das goldene Licht am Himmel zeigte ihnen den Weg zum Heiland, der im Krippelein von Stroh lag. Der helle Himmelschein führte die Heiligen Drei Könige aus weiter Ferne nach Bethlehem zum Jesuskindlein im Krippelein.

Etwas Grosses, etwas Wunderbares muss dort in jenem kleinen Städtchen im Morgenland geschehen sein, sonst kämen die Hirten und Könige nicht so weit her gelaufen. Mit dem Gedichtlein «Bethlehem» (St.Galler Erstklasslesebuch, «Chomm lueg und lis», Ausgabe 1930) kann den Kindern der Unterstufe leicht verständlich gemacht werden, was der grosse Stern von Bethlehem für die Menschheit zu bedeuten hat. Dort heisst es:

I weiss e chlises Städtli
wit furt im Morgeland,
das isch sit tusig Johre
fascht jedem Chind bekannt.

Es Liecht isch döt ufgange,
aazündt vom liebe Gott,
me cha si dra go wärme,
so vill als jedes wott.

Für d'Mensche isch das Liechtli
meh wert als Guet und Geld,
zletscht wirs denn zuenere Sunne
und schint der ganze Welt.

Ja, für die Menschen, also auch für uns ist das Licht am Himmel erschienen. Der ganzen Welt scheint es. Wir können das Licht nicht sehen. Wir können es aber spüren, erleben. Wenn wir mit unsern Mitmenschen lieb und gut sind, wie es der liebe Heiland war, wenn wir einander helfen, wenn wir beten und danken, dann strahlt auch aus unserm Herzen solch ein mächtiges Licht. Je mehr die Menschen einander lieben, je mehr sie einander helfen, um so stärker wird das göttliche Licht.

Immer wieder darf ich es erleben, wie die Erst- und Zweitklässler diesen Gedankengängen leicht zu folgen vermögen und mich mit ihren reinen, herzinnigen Anschauungen erfreuen. Und wenn gar noch eins der Kleinen herausmerkt, dass wir Weihnachten nicht wegen des Christbaums und der vielen Päcklein darunter feiern, sondern eben des grossen Lichtes wegen, um des lieben Heilands willen, dann mag dies zum beglückenden Weihnachtserlebnis werden.

Erarbeitung der Wandplastik

Auf der Cellotexplatte wollen wir nun die Weihnachtsgeschichte möglichst einfach darstellen. Dabei beachten wir folgendes:

Die Darstellung sei kindertümlich, der Stufe angepasst. Sie wecke im Kind Lustgefühle, die sich sofort kräftelösend und anfeuernd auswirken. In ihrem ganzen Sinn sei die Aufgabe auf das Kind eingestellt, sie verwirkliche Wunschträume der Kinder und sei dabei doch den Kräften der Kinder angemessen.

Die Darstellung sei auch volkstümlich. Kinder sollten immer gehalten werden, sich volkstümlich auszudrücken, sei es in Sprache, Geste oder Werk: klar, einfach, lebendig, von innen getrieben, nicht äusserlich angelernt, und in Formen, die Eigenwert haben, aber allen verständlich sind. Volkstümliche Aufgaben sind nicht Kopien alter vergangener Volkskunst, wenn sie auch manche Anregung dort holen können. Sie geben Spielraum für persönliche Gestaltung, sie lassen bei der Ausführung der Arbeit das Kind erfinderisch sein. Sie regen sein eigenes Gestalten an, und sie zwingen zugleich, in ihren allgemeinen Forderungen bestimmte Masse einzuhalten, sich der Gemeinschaft in Mass und Auswahl der Gestaltungsmittel einzuordnen und so eine harmonische, angeglichene und ausgeglichene Gesamtleistung hervorzubringen.

Die Darstellung sei schultümlich durchführbar, sei so, dass sie geringe Mittel und einfache Arbeitsweise beansprucht. Mit geringen Mitteln soll dabei nicht heissen, dass dauernd nur Resten und Abfallstoffe verwendet werden sollen. Schöne Werkstoffe in nicht zu knapp bemessener Auswahl regen die Schaffenslust und die Gestaltungskraft ungemein an. Die Arbeitsweise sei stets so, dass sie von der Altersstufe gut beherrscht werden kann und doch dem Kind neue technische Aufgaben stellt, an denen es seine Kräfte zu erproben vermag.

Die Darstellung ordne sich sinnvoll ins Leben der Schule oder der Kinder ein. Jede Aufgabe habe ausser dem Bildungsziel einen auch für das Kind erkennbaren Sinn oder Zweck. Sie sei Notwendigkeit, Pflicht, Geschenk, Freude oder Erfüllung.

Diesen Forderungen kommt unsere Weihnachtsplastik nach. Die Grundelemente, die auf der Cellotextplatte dargestellt werden sollen, haben sich beim muntern Schülersgespräch unter dem Stern von Bethlehem herausgeschält: die Heilige Familie – die Hirten auf dem Felde – die Heiligen Drei Könige.

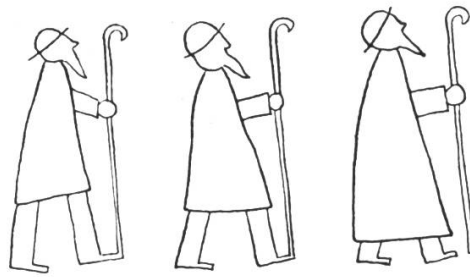
Wir versammeln uns vor der Wandtafel. Wer möchte einmal mit Kreide Joseph – Maria – das Kripplein mit dem Jesuskindlein – einen Hirten – einen König – einen Engel – ein Schäflein zeichnen? Die meisten Kinder melden sich. Wir betrachten die entstandenen Figuren. Schlechte werden ausgewischt und von Schülern neu gezeichnet, die glauben, dass es ihnen besser gelingen werde. Die einfachsten und gefälligsten Formen lassen wir stehen.

Auf der Schülertafel versucht nun jedes Kind diese Figuren nochmals mit Kreide zu zeichnen. Durch dieses Üben mit grossen Strichen erhalten die Schüler grössere Fertigkeit und Sicherheit. Sie zeichnen viel weniger gehemmt und werden gelöst und mutig im Strich.

Natürlich könnte auch mit Schablonen gearbeitet werden, die durch den Lehrer herzustellen wären. Die Formen würden dann allerdings den Eigenwert verlieren.

Die Schüler teilen wir nun in Arbeitsgruppen ein, und jeder Gruppe stellen wir besondere Aufgaben. Jedes Kind erhält ein weisses Zeichnungsblatt von der Grösse 30 × 20 cm. Dieses wird der Länge nach gefaltet, so dass ein Doppelstreifen von 10 cm Höhe entsteht. So werden alle stehenden Figuren ungefähr gleich gross gezeichnet, so dass sie sich gut in die Gemeinschafts-

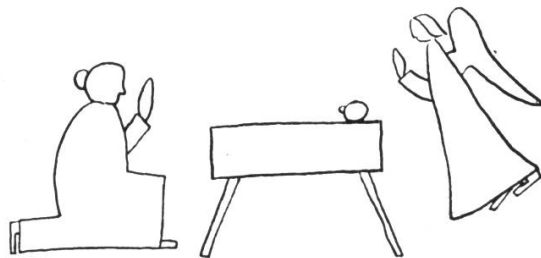
arbeit einordnen lassen. Die Figuren der Maria und des Engels werden ungefähr 7 cm hoch gezeichnet, die Schäfchen etwa 5 cm hoch. Die einfach gezeichneten Figuren lassen sich gut ausschneiden. Da wir einen Doppelstreifen haben, erhalten wir beim Ausschneiden gleich zwei Figuren. Schliesslich haben wir eine grosse Gesellschaft ausgeschnittener Figuren beisammen. Die bestgeratenen Gestalten wählen wir für die Wandplastik aus. Die übrigen Figuren verwenden wir später für Bildstreifen.



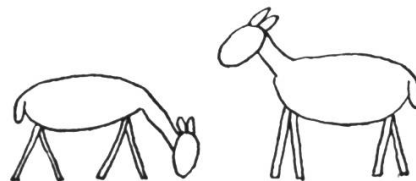
Wir besprechen die Anordnung auf der Cellotexplatte. Es fallen allerlei ausführbare Vorschläge: Joseph und Maria mit dem Jesuskindlein stellen wir in die Mitte des goldenen Sterns. Die Engel heften wir in den freien Raum links und rechts vom Stern. Die Hirten eilen auf den breiten Goldstrahlen dem Krippelein entgegen. Die Heiligen Drei Könige wandern auf dem andern Strahl dem Stall zu. Oder: Die Hirten stellen wir in die obere leere Ecke links, die Könige rechts. Unter dem grossen Weihnachtsstern stellen wir das Krippelein mit Joseph und Maria auf.



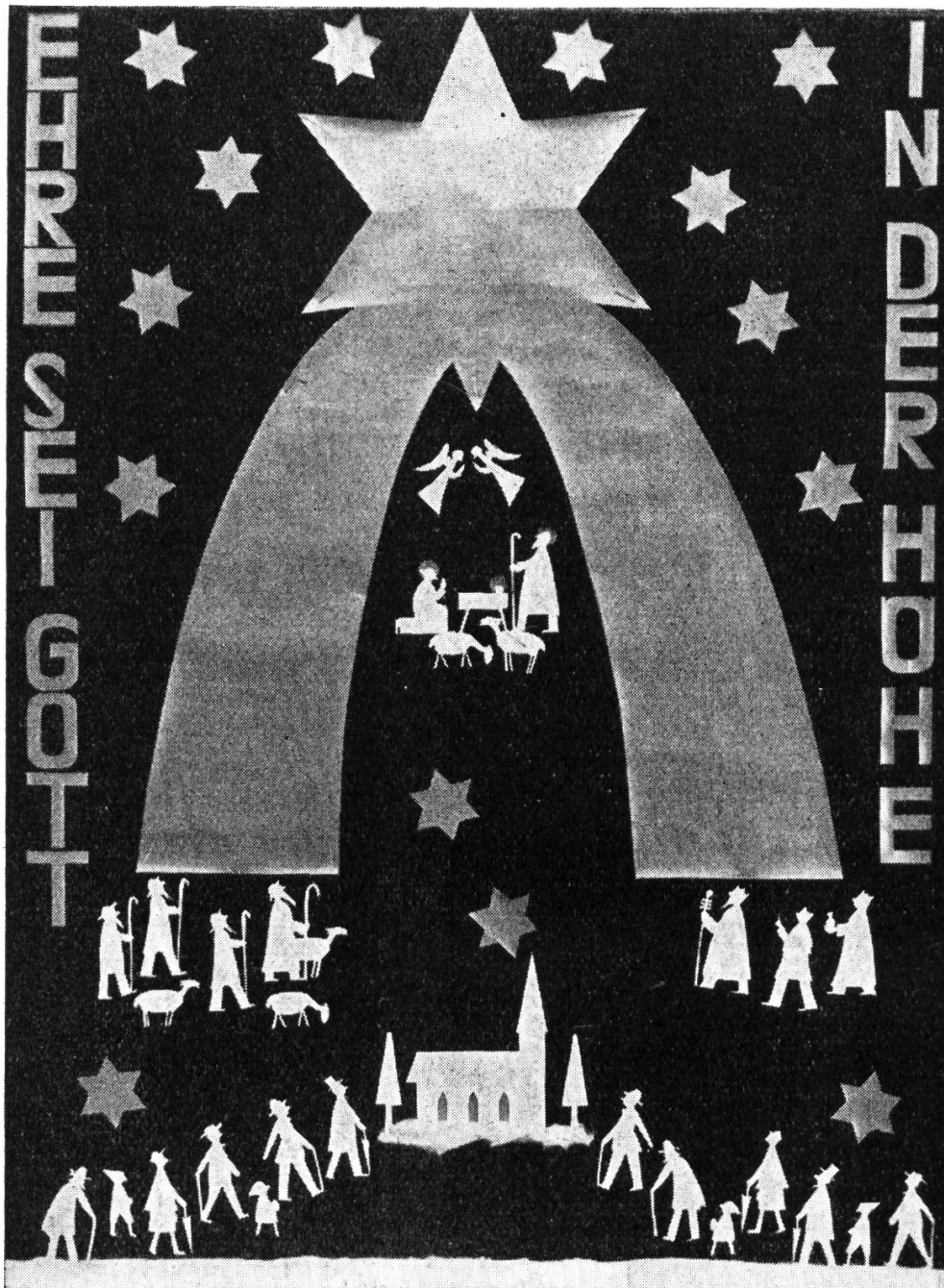
– Zuletzt einigten wir uns auf die abgebildete Art. Den Figuren der Heiligen Familie schneiden wir aus Goldpapier noch Heiligenscheine aus und kleben sie auf. Mit Stecknadeln werden die Figuren aufgeheftet.



Die Kinder, die im allgemeinen recht kritisch veranlagt sind, finden die Darstellung noch etwas leer. Es haben noch mehr weihnachtliche Motive Platz. Kinder-vorschläge: Sterne, Kugeln, Kerzen, Tännchen, Christbaum, Tannenzweiglein, Efeuranken, Schneelandschaft.



Wir kommen auf jenen Ort zu reden, wo wir uns zum Gebet, zum Lobe Gottes, zum Gottesdienst zusammenfinden, nämlich die Kirche. So wird eine Kirche gezeichnet und ausgeschnitten. Am besten kommt diese auf weisses Zeichnungspapier, das auf einer Seite kariert ist. Links und rechts der Kirche stellen wir eine Tanne (Faltschnitt). Mit Watte deuten wir den Schnee an. Nun lassen wir viele Leute in die Kirche gehen. Die Gestalten werden von den Schülern wiederum auf 10 cm breite Doppelstreifen aus Zeichnungspapier gezeichnet und ausgeschnitten. Damit etwas Abwechslung in die Figuren kommt, kann der Lehrer eine Auswahl von Gestalten an die Wandtafel vorzeichnen. Dabei leistet das Buch von Hans Witzig «Wir zeichnen» vorzügliche Dienste. Wiederum werden die bestgeratenen ausgewählt und an die Cellotexplatte geheftet. Den untern Rand der Wandplastik schliessen wir mit einem Wattestrei-



Fot. H. Labhart

fen ab, um den Winter anzudeuten. Durch Faltschnitte fertigen wir Sterne aus Goldpapier an, um damit den freien Raum zu schmücken. Für die Sterne lassen sich auch durch den Lehrer hergestellte Schablonen verwenden. Die Faltschnitte müssen ja ohnehin auch durch den Lehrer vorgezeichnet werden, da das Aufzeichnen von schönen Sternformen für diese Stufe zu schwierig wäre.

Im Singen haben wir den Kanon «Ehre sei Gott in der Höhe» gelernt. Diese Worte brauchen wir, um die Seiten der Wandplastik abzuschließen. Der Lehrer erstellt Buchstabenschablonen in Spiegelschrift; es braucht deren 10. Die Schüler fahren den Schablonen auf der Rückseite von 7–8 cm breiten Goldpapierstreifen nach und schneiden sie aus: Buchstaben und Sterne können wir ebenfalls mit Stecknadeln befestigen. Sie können natürlich auch aufgeklebt werden.

Man kann irgendeinen Text von einem andern Weihnachtslied wählen, zum Beispiel: Stille Nacht, Heilige Nacht – O du fröhliche, o du selige... – Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all...

So erhalten wir ein Bild, das in Anordnung und Ausführung wirklich kindertümlich ist und allen Beteiligten viel Freude bereitet.

Der Ein- und Dreiphasen-Wechselstrom

(Fortsetzung)

Von Paul Eggmann

Bis jetzt wurde nur die Verwendung des Einphasenstromes besprochen. Welche Einrichtungen werden namentlich mit Dreiphasenstrom betrieben? Dazu gehören einmal alle Öfen und Boiler, die einen grossen Anschlusswert besitzen (je nach Ortsnetz z. B. 2 kW).

Würden in der gleichen Phase viel mehr und stärkere Apparate angeschlossen als in den andern beiden, wäre das Stromnetz ungleichmässig belastet. Die Spannung gegenüber den andern beiden Phasen würde je nach der Belastung (Stromentnahme) sinken. Schwankende Spannung äussert sich in unruhigem, flackerndem Licht. Werden die Apparate aber dreiphasig gebaut und angeschlossen (Stern- oder Dreieck) wird die Belastung gleichmässig verteilt.

Der Hauptgrund, der zur allgemeinen Verbreitung des Dreiphasen- oder Drehstromes führte, ist der Umstand, dass mit dieser Stromart einfach konstruierte Motoren betrieben werden können. Bei unsern Versuchen konnten wir das Kreisen der taktmässig aufleuchtenden Lämpchen beobachten. Wir denken uns an ihrer Stelle Elektromagnetspulen. Statt der Helligkeit wechselt hier die Stärke des magnetischen Feldes. Im Kreise herum erzeugt jede Spule für einen Augenblick ein stärkeres Magnetfeld als die andern beiden. Der Drehstrom erzeugt ein magnetisches Drehfeld. Das lässt sich mit folgender Einrichtung schön zeigen.

Wir erstellen dazu drei gleiche rechteckförmige Spulen aus je 40–50 g umsponnenem Kupferdraht von 0,5 mm Durchmesser. Der Draht wird auf einem Brettchen von 10 mal 5 cm mal 12 mm aufgewickelt (Eckkanten runden), das mit Schraube und Mutter zwischen zwei Sperrholzbrettchen von etwa 12 mal 7 cm eingeklemmt wird. Auf jeder der vier Seiten wird eine Kerbe eingeschnitten, die es ermöglicht, die Wicklungen mit starkem Faden zu umwinden. Nachher werden die drei Brettchen getrennt und die Spule noch besser verbunden. Es ist für die nachherige Erklärung vorteilhaft, wenn jede der drei Spulen mit verschiedenfarbigem Faden umwunden wird, am besten wieder mit den Farben der Phasen Blau, Rot, Grün. (Der Nulleiter wird in der schematischen Zeichnung immer mit gelber Farbe bezeichnet. Gelbe Isolatoren, gelbe Sicherungen sind immer im Nulleiter eingebaut.)

Die freien Enden der hergestellten Spulen sollen etwa 30 cm messen. Anfang und Ende bezeichnen. Die drei nun ziemlich festen Spulen binden wir zu einem dreiseitigen Prisma zusammen, indem je zwei Schmalseiten gemeinsam mit einem starken Faden umwunden werden. Die Anfänge der Spulenwicklungen müssen gleichgerichtet sein! Der Spulenkörper ist auf einem passenden Grundbrett zu befestigen. Eine Möglichkeit dazu: Zu beiden Seiten der untern Spulenstränge werden Löcher in das Grundbrett gebohrt und der Spulenkörper

mit einer dünnen Schnur daraufgebunden. Die Anschlüsse der Wicklungen werden zu 2 mal 3 Klemmhülsen geführt, Anfänge und Enden je in einer Reihe untereinander. Diese Anordnung ermöglicht es, die Spulen beliebig in Stern- oder Dreieckschaltung zu verbinden.

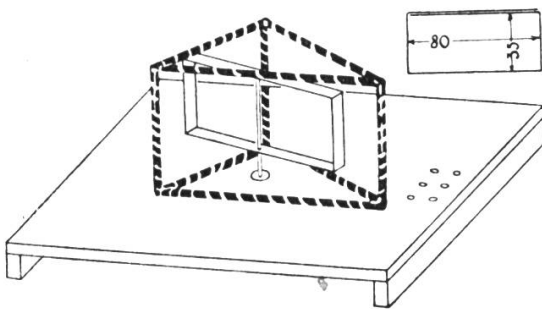


Abb. 19

Als Anker dient ein nach den Massen von Abb. 19 gebogener Blechstreifen (Flachzange), wie sie z. B. um Kisten gespannt werden. Mitte der untern Längsseite 3–4 mm Bohrung. Von den obern beiden freien Schenkeln wird nur der untere mit einem Nagel durchgeschlagen und dann beide mit Faden oder einem Klebstreifen umwunden = Anker für Spitzenlagerung auf vertikaler Achse.

Anker für die horizontale Lagerung nach den gleichen Massen, doch werden beide Längsseiten gleich durchbohrt. Als Achse dient ein spitz zugefeilter Nagel, der in einem Kork- oder Gummistopfen durch eine entsprechende Bohrung des Grundbrettes gesteckt wird. Diese Befestigungsart gestattet, den Nagel in verschiedener Höhe einzuklemmen. Fussleisten auf zwei Gegenseiten des Grundbrettes, damit bei vertikal gestellter Achse diese nicht vorsteht.

Motormodell mit vertikaler Achse. Der Reihe nach ist jede Spule einzeln an eine Stromquelle von 2–3 Volt anzuschliessen. Der Anker stellt sich immer senkrecht zur stromdurchflossenen Wicklung. Vergleich mit dem bekannten elektromagnetischen Grundversuch, bei dem ein Eisenkern in den Hohlraum einer Spule gezogen wird. Aus dieser Beobachtung drängt sich die Einsicht auf, dass der Anker in Drehung versetzt wird, sobald die drei Wicklungen nacheinander ein magnetisches Feld erzeugen.

Wir schliessen das Motormodell in Sternschaltung an unsern Stromverteiler an. Der Anker dreht sich im Tempo des Stromwechsels.

Das Modell kann mit Dreiphasenstrom aus dem Leitungsnetz betrieben werden, wenn in die drei Zuleitungen passende Widerstände geschaltet werden. Am einfachsten und raschesten betriebsbereit sind Flüssigkeitswiderstände. Sie erfüllen den Zweck vollauf, wenn wir uns daran gewöhnen, alle Änderungen an der Versuchsanordnung bei ausgezogenem Kabelstecker vorzunehmen. Drei Einliterkonservengläser zu $\frac{4}{5}$ mit Leitungswasser gefüllt. Die Einzelleiter des Drehstromkabels führen zu Elektroden aus Blechstreifen, wie wir sie für den

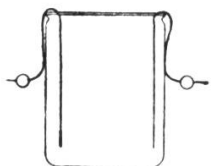


Abb. 20

Anker brauchten. Anschluss durch Schnittklemmen. Bei geeigneter Biegung können die Elektroden auf die Ränder der Gläser geklemmt werden (Abb. 20). Von gleichen, den ersten gegenüber angebrachten Elektroden führt die Verbindung zum Modell. Beim Anschluss ans Leitungsnetz beginnt der Anker sich langsam zu drehen. Wir verringern den Widerstand durch tropfenweises Zugeben von Kalilauge oder Sodalösung. Der Anker dreht sich mit immer grösserer Geschwindigkeit. Die Erwärmung der Widerstände verbietet, den Motor länger als etwa eine Minute laufen zu lassen.

Das Drehfeld ist stark genug, um den Anker trotz der grössern Reibung auch auf der horizontalen Achse in Drehung zu versetzen. Die Drehrichtung ist so von einer Klasse besser zu erkennen. Damit sich der Anker während des Kreisens nicht aus dem Drehfeld verschieben kann, stülpen wir kurze Stückchen

Gummischlauch auf die Achse. Sehr gut eignen sich dazu die Kunstgummiisolationen, die von Leitungsdrahtresten abgezogen werden können.

Wir merken uns die Drehrichtung des Ankers und vertauschen dann bei ausgezogenem Kabelstecker die Anschlüsse zweier Phasen. Der Anker dreht sich im entgegengesetzten Sinne. Anfänglich bewege sich dieser in der Richtung RST. Aus dem Vertauschen von S und T folgt die Richtung RTSRTS. Vertauschen wir nochmals, z. B. R und T, folgt STRSTRSTR, d. h. die ursprüngliche Richtung.

Bei den in Industrie und Landwirtschaft verwendeten Drehstrommotoren besteht der Anker aus einer lamellierten Eisenwalze, auf deren Oberfläche parallel zur Achse Kupferstäbe eingelegt sind. Zur Verstärkung des Drehfeldes verlaufen die Windungen der drei Spulen in Nuten eines ringförmigen Eisenkerns, des Stators. Diese beiden Verbesserungen, namentlich auch der geringe Abstand zwischen Stator und Rotor (Anker), haben zur Folge, dass sich dieser mit grosser Kraft dreht. Dass es sich dabei nicht bloss um ein Mitdrehen einer Eisenmasse in einem magnetischen Drehfeld handelt, sondern dass noch im Anker auftretende Induktionsströme an der Drehwirkung beteiligt sind, lassen wir unerörtert.

An Stelle des Blechstreifenankers kann in unserm Modell auch der Deckel einer Eisenblechbüchse von passendem Durchmesser gebraucht werden.

Zum Abschluss der Versuchsreihe über den Ein- und Dreiphasenstrom stellen wir in einer Zeichnung die möglichen Anschlüsse ans Leitungsnetz zusammen (Abb. 21). Zur Ergänzung: Die Reihenfolge der Phasenleitungen auf den Leitungsmasten ist im ganzen schweizerischen Netz die gleiche.

Die Einzelkochplatten und der Backofen eines elektrischen Herdes werden mit je zwei Leitungen an zwei Phasen, also bei Dreiecksspannung angeschlossen.

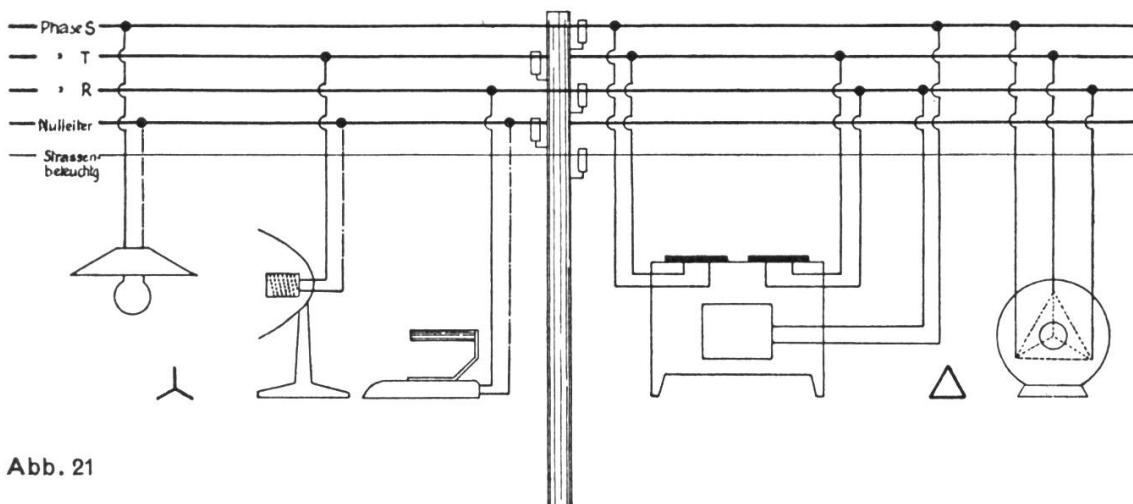


Abb. 21

Wenn es die Verteilung der Fächer ermöglicht, verlegen wir die Ableitung des Verhältnisses von Stern- zu Dreiecksspannung in die Geometrie, einzelne zeichnerische Konstruktionen (Dreiphasenstromkurve, Anschlüsse ans Leitungsnetz) ins Technische Zeichnen. So kann für die Physikstunde Zeit zu Experimenten und deren Auswertung gewonnen werden. Die Mädchen werden zudem von einem Teil, der geometrisch-technischen Seite des behandelten Gebietes, befreit, was durchaus am Platze ist. Aus dem gleichen Grunde können die Knaben z. B. auch die fürs Heftmodell benötigten Polräder für die ganze Klasse zeichnen.

Bastelarbeiten zum Sandkastenunterricht

(Unterstufe)

Von Eugen Nef

Erfreulicherweise treffen wir heute bereits in den meisten Schulen der Unter- und Mittelstufe einen Sandkasten an. Viele Kollegen haben gemerkt, welche grosse Hilfe uns eine Sandkastendarstellung im Unterricht bieten kann. Nicht nur im Sachunterricht dient uns eine Arbeit am Sandtisch, sondern fast in allen Fächern wird uns Gelegenheit geboten, eine Sandkastenarbeit auszuwerten. Aber nicht allein die Auswertung fördert die Entwicklung des Kindes, sondern gerade das Erstellen einer Sandkastenarbeit birgt einen grossen Wert für den Unterricht in sich. Hier hat das Kind Gelegenheit, seine Phantasie zur Hilfe heranzuziehen; es lernt genau beobachten und wird zu allerlei Bastelarbeiten angeregt – sei es in der Schule oder zu Hause –, die bei der Darstellung im Sand verwertet werden können. So ist die Denkarbeit aufs schönste mit der manuellen Betätigung verknüpft und bildet die Grundlage von Wissen und Können.

In einer zweiklassigen Schule geht es ohne weiteres, dass man hie und da Zeit aufwendet, um Bastelarbeiten gemeinsam in der Schule auszuführen. Fehlt die Zeit in der Schule, so ist es doch sehr wertvoll, wenn die Schüler angeregt werden, solche Arbeiten zu Hause zu machen und die fertigen Gegenstände mit in die Schule zu bringen.

Wir brauchen für unsere Darstellungen im Sand (zu einem Märchen oder zur Heimatkunde, zum Sprachunterricht, zu einer Geschichtsdarstellung und zum Rechenunterricht) Häuschen, Bäume, Blumen, Menschen, Tierchen, Wagen, Brücken und anderes mehr.

Beim Anfertigen dieser Gegenstände haben unsere Schüler oft die köstlichsten Einfälle. Nicht nur der Lehrer kann hier eine gute Lösung finden, nein, ich möchte sagen, mancher Schüler kann es viel besser. Die Arbeit des Kindes ist seinem Stande entsprechend, fürs Kind verständlich und voll Phantasie. Was bringen unsere Kinder nicht alles fertig aus altem Stoff, Holzklötzen, Plastilin, Karton- oder Zündholzschachteln, Klebpapier, Baumrinde, Draht, Wolle, Faden, Maishaar, Kastanien, gedörrten Früchten usw.!

Abb. 1 zeigt eine bunte Zusammenstellung von Arbeiten, die Schüler der zwei-



Abb. 1

ten Klasse gebastelt haben. Es ist aus dem Bild ersichtlich, dass alle Gegenstände aus billigen, wertlosen Materialien gemacht sind, die jedes Kind ohne weiteres zu Hause finden kann.

Gegenstand	Material und Ausführung
Wohnhaus Schulhaus Kirche	<p>Holzabfälle, Karton, Zündholzschachteln</p> <p>(Die Holzabfälle werden zurechtgeschnitten und bemalt. Auf Karton werden die Häuser aufgezeichnet; nachher ausschneiden, ritzen und zusammenkleben; Fenster und Türen werden mit Farbstift oder Wasserfarbe gemalt oder aus Buntpapier ausgeschnitten und aufgeklebt. Zündholzschachteln kann man mit Papier überziehen; je nach der Grösse des Hauses können mehrere Schachteln zusammengeheftet werden.)</p>
Bäume Blumen Pilze	<p>Papier, Ästchen, Stäbchen, Draht, Fadenspulen</p> <p>(Grüne Ästchen dienen für Bäume und Sträucher. Sie werden aus grünem Halbkarton ausgeschnitten oder aus Draht hergestellt. Blumen schneiden die Kinder gerne aus farbigem Klebpapier; Stengel aus Wurststäbchen oder Draht. Ähnlich benützt man Papier und Fadenspulen für Pilze.)</p>
Tierchen	<p>Früchte, Plastilin, Papier, Draht, Zündholzschachteln</p> <p>(Beim Basteln von Tieren verwenden wir Rüben, Maiskörner und -kolben, Bohnen, Erbsen, Eicheln und Kastanien. Formen von Tierchen aus Plastilin oder Ausschneiden aus Karton. Überziehen, Bemalen und Zusammenkleben von Zündholzschachteln. Erstellen eines Drahtgerippes und Umwinden mit Krepppapier oder Stoff.)</p>
Wagen Schiffchen	<p>Brettchen, Rinde, Nusschalen, Blech, Nägel, Schnüre</p> <p>(Besonders die Knaben arbeiten gerne mit Hammer und Zange. Bei diesen Arbeiten können sie ihren ganzen Erfindergeist und ihre handwerkliche Geschicklichkeit walten lassen.)</p>

Um diese Zusammenstellung zu vervollständigen, liessen sich noch viele Gegenstände und Materialien aufführen, was meines Erachtens aber nicht notwendig ist. Wir sehen deutlich, dass mit den wertlosesten Stoffen eine Menge, und zwar recht hübsche Arbeiten entstehen können. Es ist deshalb sehr zu empfehlen, dass wir die Kinder dazu anleiten und aufmuntern, damit sie wieder den Weg zum einfachen Spielzeug finden. Wir machen dabei die erfreuliche Erfahrung, dass oft die schönsten Spielsachen aus einem Kaufhaus den Kindern weit weniger Freude bereiten als dieser fröhliche Zeitvertreib mit den Bastelarbeiten. Das geistig rege Kind will kein fertiges Spielzeug, sondern ist glücklich, wenn es noch selber etwas dazu beitragen kann.

Abbildung 2 zeigt einige Darstellungen von Menschen. Es können Märchenfiguren, Kinder oder Marktfrauen sein, die Schüler finden immer ganz verschiedene Möglichkeiten, um diese Puppen zu fabrizieren. Die grossen Stofffrauen sind aus alten Stoffresten hergestellt. Eine Zeitungsrolle wird mit Faden oder Schnüren umwunden. Stoffresten werden darangeheftet. Ein Stoffball bildet den Kopf und wird mit Stecknadeln am Körper befestigt. Ein Halstuch und eine Schürze geben der Figur ein fröhliches Aussehen.

Rechts steht eine Puppe aus einem Stück Tannenholz. Ein farbiges Tüchlein



Abb. 2

umgibt den Körper. Die Schalen von Edelkastanien bilden die moderne Haarfrisur, die mit Wolle in zwei Zöpfchen gebunden wird. Am wenigsten Mühe bereitet den Kindern das Formen von Menschen aus Plastilin. Auf dem Bild sehen wir auch zwei kleine Bastelarbeiten, die mit Fadenspule, Wurststäbchen, Stoff und Kastanien ausgeführt wurden.

Abbildung 3 zeigt nicht eigentliche Bastelarbeiten zum Sandkastenunterricht, sondern möchte die Entwicklung darstellen, die der Schüler von der Unterstufe zur Mittelstufe erfährt. Das Kind lebt nicht mehr so sehr in der Phantasiewelt, sondern beginnt immer mehr zu beobachten und die Wirklichkeit nachzuahmen. Daraus erkennen wir, dass Bastelarbeiten nicht unnützes Spiel sind, sondern dass die Schule heute auch die Aufgabe hat, die manuelle Geschicklichkeit des Kindes zu fördern.

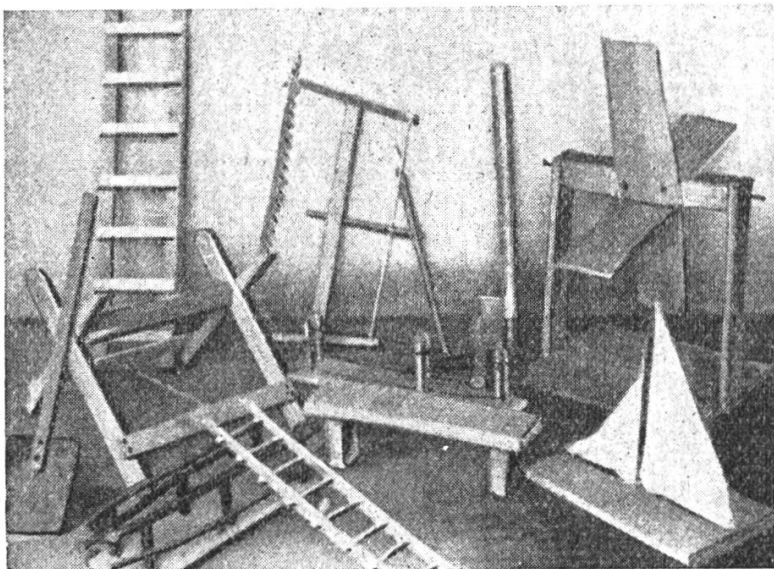


Abb. 3

Wenn das Kind zu Hause und auf der Unterstufe gelernt hat, mit Ausdauer und Interesse selber etwas zu werken und zu schaffen, um so leichter wird es ihm dann auf der Mittel- und Oberstufe im Handfertigkeitsunterricht gehen. Und später, sei es in einer Berufslehre oder im täglichen Leben, ist es froh, wenn es in der Schule nicht nur zur geistigen, sondern auch zur praktischen Arbeit angeleitet worden ist.

Wir lernen messen

Von Karl Dudli

Einführung und Übung der Zehnermasse in der 2. Klasse Einführung und Übung der Rechnungsart «Messen»

Die meisten bisherigen Rechenlehrmittel wenden bei den Einmaleinsreihen gleich alle Rechenoperationen auf einmal an. Mehrere Schwierigkeiten treffen damit zusammen: die neue Reihe, die Kenntnis und Unterscheidung der verschiedenen Rechnungsarten, die Masse sowie die richtige Sprech- und Schreibweise. Dazu kommt oft der ganz unmethodische Aufbau des Einmaleins nach der Zahlenreihe: Zweier, Dreier, Vierer usw. statt: Zehner, Fünfer – Zweier, Vierer, Achter – Dreier, Sechser, Neuner – Siebner.

Eine derartige Anhäufung von Schwierigkeiten sollte aber sowohl aus Gründen der seelischen Hygiene als auch wegen der Denkschulung und mathematischen Bildung des Schülers unbedingt vermieden werden. Wir wollen die Schwierigkeiten im Gegenteil klar erkennen und in einem planmässigen Aufbau zu bewältigen suchen. Bei der Einführung der Reihen sollten daher vorläufig bloss das Zusammen- und Abzählen und das Vervielfachen und Vergleichen geübt werden, also beim Vierer:

$$\begin{array}{cccc} 4 + 4 = 8 & 40 - 4 = 36 & 1 \times 4 = 4 & 4 = 1 \times 4 \\ 8 + 4 = & 36 - 4 = & 2 \times 4 = & 8 = \quad \times 4 \\ \dots & \dots & \dots & \dots \end{array}$$

Das zusätzliche Anwenden des Messens und Teilens ist weder vom mathematischen noch vom sachlichen Standpunkt aus erwünscht. Diese beiden Rechnungsarten werden besser erst bei passender Gelegenheit eingeführt, und zwar als wirkliches Messen und wirkliches Verteilen. Zudem sollte dann jeweils die Behandlung der betreffenden Masse vorausgehen. Nach Einführung jeder neuen Rechnungsart werden dann die Reihen auch in den andern Operationen wiederholt und geübt.

A. Einführung der Zehnermasse

1. Liter und Deziliter

Beim Durcharbeiten verschiedener Gesamtunterrichtsthemen, wie etwa «Milch», «Bauernhof», «Küche», «Obst» (Süssmost) u. a., treffen wir auf Flüssigkeiten und auf Gefässe, in denen diese aufbewahrt werden.

Wir nennen, schreiben auf, zeichnen, sammeln, ordnen, schneiden aus: Gläser, Krüge, Flaschen, Kessel, Kannen, Tassen, Fässer usw.

Wir vergleichen: grösser, kleiner; dieses fasst mehr, dieses enthält weniger.

Wir können genau feststellen, wieviel Milch, Wasser, Süssmost... ein Gefäss enthält: Wir können es ablesen oder selber messen.

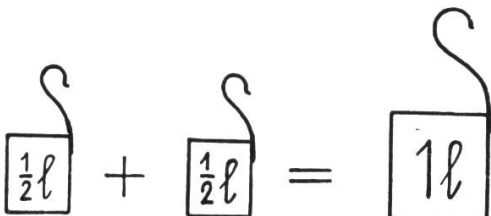
Wir haben ein Mass; es ist der Liter. – Litermass, Literflasche, Literkrug...

Wir wollen uns die Grösse dieses Masses, die Menge eines Liters möglichst gut merken. Wir schätzen, vergleichen, überlegen.



Wir giessen mit einem Litermass Wasser in einen Kessel und stellen fest, wieviel Liter der Kessel enthält. Ebenso mit andern Gefässen. – Wir messen immer einen Liter aus einem vollen Kessel aus und stellen so den Inhalt eines Gefässes fest.

Eine Familie braucht täglich 2, 2½, 3, 3½... Liter Milch. Wir haben auch ein Halblitermass.



1 halber Liter + 1 halber Liter = 1 Liter

$$\frac{1}{2} \text{ l} + \frac{1}{2} \text{ l} = 1 \text{ l (Liter = l)}$$

Noch kleinere Mengen! Wir lesen auf der Lebensmittelkarte: 1 dl. Das heisst 1 Deziliter. Was wir so einkaufen: Öl... Der Becher, das Trinkglas, die Tasse des Kindes; das Dezilitermass. – Wir prüfen, wie viele Deziliter einen Liter ergeben.



<p>1 Liter = 10 Deziliter 1 l = 10 dl</p>

Jedes Kind darf seine Tasse mitbringen; jedes darf selber nachprüfen, wie viele Deziliter Milch es jeden Tag trinkt.

Auffüllen zu ganzen Litern:

4 dl + 6 dl = 1 l	1 l 8 dl + . dl = 2 l
7 dl + . dl = 1 l	1 l 3 dl + . dl = 2 l
1 dl + . dl = 1 l	1 l 5 dl + . dl = 2 l
...	...

Grössere Masse und Gefässe; Doppelliter, Milchkessel usw. Die Schüler füllen, leeren und sprechen (rechnen) dazu.

Übungsreihen

1 l = 10 dl	60 dl = 6 l	3 l 4 dl = 34 dl	52 dl = 5 l 2 dl
3 l = dl	20 dl = l	5 l 1 dl = dl	29 dl = l dl
8 l = dl	90 dl = l	7 l 3 dl = dl	48 dl = l dl
...
4 l 2 dl + 5 dl =	5 l — 7 dl =	3 l 9 dl — 7 dl =	
6 l 7 dl + 2 dl =	9 l — 4 dl =	8 l 6 dl — 5 dl =	
3 l 1 dl + 4 dl =	8 l — 9 dl =	7 l 8 dl — 3 dl =	
...	

2. Meter, Dezimeter, Zentimeter

Die Masseinheit Dezimeter ist heute kaum mehr gebräuchlich; sie dürfte daher auch in der Schule nicht mehr besonders geübt werden. Es genügt, wenn die Schüler dieses Mass kennen, wenn es ihnen auf Metermassen begegnet.

Erlebnis: Die Mutter hat allerlei zu messen, wenn sie Kleidchen näht. Die Schneiderin ist auf der Stör. Der Vater hat einen «Meter». Verschiedene Handwerker tragen den «Meter» beständig in einer Tasche bei sich (Einordnung in ein Thema).

Wir wollen auch messen: Bank, Tisch, Buch, Heft... Womit messen? Meterstab, Massstab, Lineal, Mutters «Zentimeter»... Richtig ansetzen – richtig ablesen! – So und so viele Zentimeter! Wie lang? Wie breit? Wie hoch? – Sprechen: Der Tisch ist 80 Zentimeter breit. Die Bank ist 60 Zentimeter hoch. Usw. Wie gross ist 1 Zentimeter? Festhalten: So breit wie ein Fingernagel. Zeigen! Von einer Messstreifenrolle* schneiden wir einen Zentimeter weg. Wir kleben dieses Streifchen auf ein Blatt. Wir schätzen...

1 Zentimeter = 1 cm

Verlängern (ansetzen): $18\text{ cm} + 7\text{ cm} =$
 $27\text{ cm} + 4\text{ cm} =$

...

Verkürzen (abschneiden): $63\text{ cm} - 5\text{ cm} =$
 $74\text{ cm} - 8\text{ cm} =$

...

Wieviel ist dazugesetzt oder weggeschnitten worden?

Vorher	35 cm + 8 cm	61 cm - 6 cm	83 cm ...	57 cm ...	72 cm
Jetzt	43 cm	55 cm	76 cm	65 cm	69 cm	...

10 Zentimeter geben 1 Dezimeter. 1 dm = 10 cm
--

Wir merken uns dieses Mass: die Spannweite von Daumen und Zeigefinger. – Wir schneiden 10 Zentimeter vom Messstreifen weg und kleben das Streifchen auf. – Was ist auch etwa so lang, so breit?

Der ganze Meter hat 100 Zentimeter (10 Dezimeter).

Also:

1 m = 100 cm

Wir stellen einen eigenen «Meter» her: 1 m Messstreifen auf einen Papierstreifen* kleben; die Zehnerzahlen anschreiben und den Streifen wechselseitig falten. So kann er in der Schülerschachtel versorgt werden und ist immer wieder zur Hand.

Die weitere Anwendung und Übung des Meters über den Hunderter hinaus sei aber dem Pensum des 3. Schuljahres vorbehalten.

B. Einführung des Messens als Rechnungsart

Wir führen die Versuche mit dem Liter- und dem Zweilitermass weiter und beziehen uns dabei auf den Milchmann. Wir messen Wasser ein und aus.

* Siehe Katalog der Firma Franz Schubiger, Winterthur

1. Einfüllen:

Immer 1 Liter in einen Kessel!

$1 \times 1\text{l} = 1\text{l}$	$1\text{l} = 1 \times 1\text{l}$
$2 \times 1\text{l} = 2\text{l}$	$2\text{l} = 2 \times 1\text{l}$
$3 \times 1\text{l} =$	$3\text{l} =$
...	...
$10 \times 1\text{l} =$	$10\text{l} =$

Immer 2 Liter!

$1 \times 2\text{l} =$	$2\text{l} = 1 \times 2\text{l}$
$2 \times 2\text{l} =$	$4\text{l} = 2 \times 2\text{l}$
$3 \times 2\text{l} =$	$6\text{l} =$
...	...
$10 \times 2\text{l} =$	$20\text{l} =$

2. Ausmessen:

In einem Kessel sind 7 Liter Wasser. Wir messen es mit dem Litermass aus: 1 mal, 2 mal ... 7 mal 1 Liter.

7 Liter gemessen mit 1 Liter geht 7 mal.

Also: 1 l gemessen mit 1 l = 1 x
 2 l gemessen mit 1 l = 2 x
 3 l ...
 ...

Vergleiche: 1 l — 1 l geht 1 x
 2 l — 1 l geht 2 x
 3 l — 1 l geht 3 x
 ...

(Beziehung zum Abzählen!)

Gemessen mit 2 Litern!

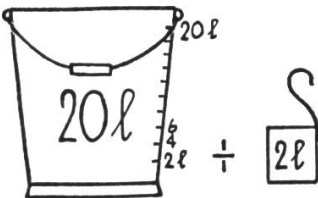
10 Liter im Kessel; wir messen mit dem Zweilitermass aus.

10 Liter gemessen mit 2 Litern geht 5 mal.

So sprechen!

Oder: $10\text{l} \div 2\text{l} = 5 \times$
 $10\text{l} : 2\text{l} = 5 \times$

So schreiben!



Also: $2\text{l} \div 2\text{l} = 1 \times$
 $4\text{l} \div 2\text{l} = 2 \times$
 $6\text{l} \div 2\text{l} =$
 ...
 $20\text{l} \div 2\text{l} = 10 \times$

Beziehung zum Abzählen: $2\text{l} - 2\text{l} = 1 \times$
 $4\text{l} - 2\text{l} = 2 \times$
 $6\text{l} - 2\text{l} = 3 \times$
 ...
 $20\text{l} - 2\text{l} \text{ geht } 10 \times$

Zusammenfassung der Zweierreihen, ohne das Teilen:

$0 + 2 = 2$	$2 - 2 = 0$	$1 \times 2 = 2$	$2 = 1 \times 2$	$2\text{l} \div 2\text{l} = 1 \times$
$2 + 2 = 4$	$4 - 2 = 2$	$2 \times 2 = 4$	$4 = 2 \times 2$	$4\text{l} \div 2\text{l} = 2 \times$
$4 + 2 =$	$6 - 2 =$	$3 \times 2 =$	$= 3 \times 2$	$6\text{l} \div 2\text{l} = \times$
...

In entsprechender Weise wird nun das Messen auch auf die übrigen bereits behandelten Reihen angewandt.

Nach meiner Auffassung sollte das Messen stets nur als wirkliches Messen, also mit Masszahlen ausgeführt werden und nie nur als blosse Zahlenoperation, wenigstens auf der Unterstufe.

Ich weiss nüüt!

Ein Beitrag zur Aufsatzstunde

Von Heinrich Pfenninger

Nach sorgfältigem Überlegen tritt ein Kollege vor die Klasse und fordert seine Schüler auf, ein Aufsätzchen zu schreiben. Jetzt vernimmt die Schar das Thema, wozu der Lehrer daheim bei seiner Vorbereitung im Geiste bereits eine Reihe von Lösungsmöglichkeiten vor sich gesehen hat. Die Aufgabe ist seiner Ansicht nach durchaus lösbar. Eine Gruppe Schüler ist wirklich bereit, sogleich mit dem Entwurf zu einer solchen Lösung zu beginnen.

Aber unkt nicht schon einer aus seinem Winkel hervor, er wisse nichts? Dieses «ich weiss nüüt» ist tatsächlich landauf und -ab in allen Schulstuben bekannt.

Man könnte verärgert reagieren: «Natürli weisch öppis!» Aber ist es sicher, dass dieser suggestive Zuruf genügt, um einen sogenannten Nichtwisser zum Schreiben zu bringen?

Es ist doch so: Während das Kind beteuert, es wisse nichts, sind wir der Ansicht, dies könne unmöglich stimmen, das Kind wisse sogar sehr viel. Also ist es an uns, ihm dies zu beweisen. Vielleicht brauchen wir zu einem solchen Beweis eine volle Aufsatzstunde. Trotzdem ist die Zeit gar nicht verschwendet. Sie vermag nämlich auch die Schreibwilligen wesentlich zu fördern.

Lektionsziel: Der Schüler besitzt ein grosses Archiv von Wissen, von Erinnerungen, von vermerkten Erlebnissen, aber auch von eigenen Plänen und Wünschen. Dieser Reichtum soll ihm für ein genau umrissenes Teilgebiet (Aufsatzthema) zum Bewusstsein gebracht, überschaubar gemacht werden. In dem Moment, wo er merkt, wie viel tatsächlich vorhanden ist, wie gross sein persönlicher Vorrat an Aufsatzstoffquellen ist, muss sich seine Einstellung zum Aufsatzthema grundlegend ändern. Es wird fortan nicht mehr heissen «ich weiss nüüt», sondern viel eher «ich weiss nu zwill». Die tatsächliche Arbeit des Schülers besteht nunmehr im sorgfältigen Sichten seiner «Schätze»; er soll vergleichen, abwägen, wählen und verzichten lernen.

Das Übungsthema: Mein Schlafzimmer. Mit Absicht wurde ein Sachthema gewählt, weil bekanntlich viel mehr Schüler bei einer derartigen Aufgabe zu versagen pflegen, als wenn sie ein einzelnes persönliches Erlebnis erzählen dürfen.

Vorgehen: Wir bieten der Klasse eine Eintragetabelle. Deren Einteilung gestattet erstens einmal, die ganze Zimmerausstattung katalogmässig aufzuführen. Die folgenden leeren Felder aber sind mit Aufforderungen und Fragen betitelt. Diese sollen den Schüler veranlassen, die Dinge näher zu besehen (Beobachtung), von ihrer Herkunft zu berichten (Erinnerung), Erlebnisse mit diesen Dingen festzuhalten (Leben in die toten Dinge bringen), Wünsche und Pläne auszuplaudern (in die Zukunft schauen lernen). Während an der Wandtafel (noch besser an mehreren nebeneinander) ein «Muster» mit «freiwilligen Beiträgen» der Klasse entsteht, beginnen die Schüler ihr Wissen vom eigenen Schlafzimmer auf einem grossen Notizblatt vor sich auszubreiten. Das Tabelleninventar kann anschliessend auf seinen Wert geprüft werden. Das Wertvollste in jeder Rubrik wird unterstrichen, das heisst zur Hereinnahme in den künftigen Aufsatz vorgemerkt.

Was enthält mein Schlafzimmer?	Näher zusehen!	Was weiss ich darüber von früher her?	Eschehen Dinge!	Leise Wünsche – grosse Pläne?
mein Bett (der Einspanner, die «Klappe»)	weich, ächzt manchmal, am Morgen besonders behaglich	gehörte meinem Vater, als er noch ledig war	Am Klässler bin ich einmal während des Sommers aus dem Bett gefallen.	Ich möchte es gerne näher zum Fenster schieben; man sähe dann am Morgen gleich auf die Strasse hinab!
Kasten	eintürig, reicht fast bis zur Decke, Schlüssel etwas krumm	früher braun (mit Masern), jetzt blassgrün gestrichen, sieht jetzt weniger plump aus	Mutter hat mich kürzlich hineingesperrt.	In den Ferien werde ich darin gründlich aufräumen müssen; es ist nötig.
Tisch	viereckig, ziemlich schmal	darin geräumige Schublade	Mein grosses Tuch bedeckt, gibt es ein ein Haus, etwas dunkel zwar, aber geheimnisvoll	Der Tisch dünkt mich zum Schreiben reichlich hoch; könnte man nicht die Beine etwas kürzen?
Stuhl (Hock)	geflochtener Sitz, etwas wacklig	Ein Bein wackelt ein wenig.	Dampfen sollte ich mir abgewöhnen; die Mutter hat schon etliche Male gescholten.	Ich werde mir zum Geburtstag ein Kissen darauf wünschen. Vater wird den Stuhl vorher leimen müssen.
Spiegel («Affenbrettli»)	mittelgross, schmaler Goldrahmen, Ecken leicht abgerundet	hing früher im untern Gang	Mutter zeichnete ich letzthin ein Spitz darauf. Man hätte glauben können, es sei ein Stein dareingeflogen.	Sollte ich ihn nicht einmal quer hängen; ich glaube, er wäre so fast noch schöner.
Teppich	bunt, auf zwei Seiten graue Fransen	Wenn man darüber geht, hört man keine Schritte mehr.	Donnerstag trage ich ihn der Mutter an die Treppe hinunter; im Winter lege ich ihn den Schnee.	Der Teppich, der jetzt im grünen Zimmer liegt, gefiele mir eigentlich besser.
Vorhänge	gelb und grau gestreift	laufen in Messingschiene an kleinen Rollen	Die linke hat eine Flickstelle; er wurde schon einmal an einem Fensterflügel eingeklemmt.	Sobald wir wieder einmal «theaterlen» wollen, werde ich sie als Bühnenvorhänge verwenden.
Bücher («Schungge»)	zwölf, zum Teil neue	alle rot eingebunden, mit Etiketten und Anschriften versehen	Die «Glanzenberg» lese ich am liebsten. Den Umschlag des «Gugi» hat Bruder entleckt.	Im Guginbuch ist ein hübsches Bücherbrett abgebildet. Das wird nächstens gebastelt; meine ganze Bibliothek hat darauf Platz.
Lampe («Laterne»)	mit gelbem Seidenschirm, an der Decke befestigt	Geschenk meiner Gotte	Vorher habe ich sie letztes Jahr mit Tannenzweigen geschmückt; es sah sehr nett aus.	Wenn ich einen Kreuzkopf besässe, könnte ich die Stehlampe (steht im Gastzimmer) daran anschliessen; die Schnur reicht bis zu meinem Tisch.
—	—	—	—	Schon lange wünsche ich mir ein Nachttischchen neben das Bett. Die Grossmutter hat ein überzähliges auf ihrem Estrich stehen. Ich will einmal mit ihr reden.
—	—	—	—	Ich würde sehr gerne viele Bilder aus der «Illustrierten» an die Wände heften (von rassistischen «Tschutern» und Rennfahrern). Die Mutter fürchtet aber, ich würde mit den vielen Reissnägeln die Tapeten verderben.

Die Sichtung: Unsere Tabelle enthält nun schon so viele Einträge, dass wir unmöglich alle in einen Aufsatz einbauen können. Lernen wir auswählen! Was ist treffend, was besonders merkwürdig, was originell, was belustigt? – Unsere Tabelle besteht aus verschiedenen Spalten. Jede von ihnen enthält andersartige Einträge. Achten wir darauf, dass wir aus allen Einträgen verwenden. Unsere Arbeit wird unterhaltender, vielseitiger, farbiger, wertvoller. Wenn sie aber dennoch zusammengestückt wirkt? Ein guter Einfall sollte die lockeren Teile zum Ganzen binden.

Die Jagd nach dem roten Faden: In Ausstellungen weisen Pfeile den Besuchern den Weg. Diese sollen nicht kreuz und quer gehen müssen. Man führt sie als Gäste sorglich durch die Hallen. So führen wir auch einen Gast daheim durchs Haus. Wenn wir jetzt einen lieben Gast durch unser Zimmer führten? Diese Idee scheint uns gut; wir bleiben dabei. Sie ermöglicht uns, dem Besucher alles schön der Reihe nach zu erklären.



Der Lehrer hat mit dem verlangten Thema einen Arbeitsrahmen aufgestellt. Der Schüler ist der Meinung, er wisse nichts oder nur wenig in diesen Rahmen Passendes.



Seine Einträge in die Wissenstabelle haben dem Schüler bewiesen, dass er sogar viel mehr weiss, als er zur Lösung dieser Aufgabe braucht. Die besten Einträge sind während der Sichtung hervorgehoben worden (Kreise). Alle übrigen Notizen treten dadurch zurück, scheiden als überzählig aus.



Es gilt nun noch, ein brauchbares Band (den roten Faden) zu finden, das die ausgewählten Einzelheiten zum lesenswerten Aufsatz bindet. Unsere Lösung: Wir zeigen einem Gast unser Zimmer.

Das Ergebnis:

Mein Schlafzimmer

Tritt nur ungeniert herein, lieber Gast! Dies hier ist meine eigene Bude, die mir gar wohl gefällt. Gleich hier neben der Türe steht meine «Klappe», in der vor Jahren schon mein Vater geschlafen hat. Oh, darin liegt es sich recht behaglich, besonders am frühen Morgen! Den Kasten dort öffne ich dir heute lieber nicht, ich sollte ihn erst wieder einmal ordentlich aufräumen. Auf diesem Tisch da schreibe ich fast täglich meine Schulaufgaben, wenn ich ihn nicht gerade zu einem Zelt umgewandelt habe. Ich würde dich, lieber Gast, gerne zum Sitzen einladen. Leider aber wackelt gegenwärtig der einzige Stuhl, den ich dir hier anzubieten hätte. Dieser Spiegel hier hing früher im unteren Gang; aber schliesslich benötigte ich eben auch so ein «Affenbrettli». Gefällt dir dieser Teppich? Ich wüsste noch einen schöneren im Haus, aber ob ich ihn bekommen werde, ist eine grosse Frage. Hast du schon beachtet, dass meine Vorhänge in einer Schiene an Rollen laufen? Das nennt man modern! Meine Bücher? Hier liegt das ganze Dutzend aufgetürmt beisammen. Ich weiss schon, Bücher sollte man stellen, nicht legen. Aber wenn du nächstens wieder kommen solltest, werden sie schön geordnet auf einem Bücherbrett nebeneinander stehen. Das schaffe ich mir selber, «mit der Axt im Haus», wie man so lustig sagt. Habe ich dir nun alles gezeigt? Nein, hier oben an der Decke hängt ja noch meine Laterne. Zu einer Stehlampe habe ich's bis heute noch nicht gebracht. Aber, wer weiss! Dass kein Nachttischchen neben meinem Bett steht, ist dir vielleicht auch aufgefallen. Wenn ich Glück habe, schenkt mir meine Grossmutter nächstens eines, das würde mich freuen. Hast du auch keine Bilder an den Wänden? Weissst, ich muss den neuen Tapeten sehr Sorge tragen.

Und jetzt, mein lieber Gast, gefällt dir mein Zimmer trotzdem?

Die Idee einer Führung durch das Zimmer hat uns das Schreiben leicht gemacht. Suchen wir andere Ideen, die ebensogut führen könnten! Beispiele: Ich schreibe meinem Freund im Aargau einen Brief und schildere ihm darin mein Zimmer. – Ich schreibe einen Brief an mein Zimmer selber und danke allen «Beteiligten» (Einrichtungsgegenständen) für ihre verschiedenen Dienstleistungen. – Ich beschreibe mein Zimmer, wie es vermutlich in einigen Jahren aussehen dürfte, wenn viele meiner heutigen Pläne ausgeführt worden sind.

Neue Aufgaben: Es wird für den Unterrichtenden reizvoll sein, nach einer solchen Übung am Musterbeispiel andere Aufgaben ähnlicher Art zu stellen, deren Lösungen Aufschluss gäben über den Wert der vorausgegangenen Anleitung. Passende Themen finden sich leicht: Im Keller. Unser Leiterwagen. Im Gartenhaus. In Nachbars Kuhstall. Auf der Post. Am nahen Weidenbach. Unser Schulplatz. Tante Emmas Stube.

Nicht überall werden zwar dann die Pläne oder Wünsche so zahlreich vorhanden sein wie beim Musterbeispiel des eigenen Schlafzimmers. Aber dafür findet dort der Schüler vielleicht mehr Merkwürdigkeiten, Unbekanntes oder Unverstandenes, das ihm zum Füllen des gebotenen Rahmens Hand bietet.

Rückschau: Wir haben uns vorgenommen, dem Schüler zu beweisen, dass er viel weiss, dass seine Aufgabe nur darin besteht, den eigenen reichen Vorrat zu sichten. Das Wissen um diesen seinen innern Reichtum soll den kleinen Glauben des Schülers an seine Kräfte und damit letzten Endes an sich selber festigen oder gar stärken.

So geht's immer mit der Erziehung der Kinder. Es gibt nicht immer Freude dabei. Es kommen oft traurige und ängstliche Tage. Wenn man aber nur nicht ungeduldig wird und seine Schuldigkeit tut, so gehen sie auch vorbei, und es kommen wieder Freuden, bei denen wir alles ausgestandene Leid vergessen.

Christian Gotthilf Salzmann

Schüler berichten über ihre Lektüre

Von Hans Ruckstuhl

In meiner Arbeit «Die Kurzgeschichte im Unterricht» (Augustheft 1947 der Neuen Schulpraxis) habe ich darauf hingewiesen, dass Zusammenfassungen, d. h. kurze Inhaltsangaben von Kurzgeschichten, den Schüler einmal befähigen sollen, ein Vereinsprotokoll, einen knappen Festbericht für die Zeitung, eine Kurzreportage oder einen brauchbaren Kurzbericht in Briefform zu schreiben. In erhöhtem Masse noch vermögen Inhaltsangaben über ganze Bücher oder wenigstens Buchteile diesem erwünschten und wichtigen Ziele zu dienen. Man lässt darum mit Vorteil ab und zu die Kinder über ihre Lektüre berichten. Es liegt freilich auf der Hand, dass man von Fünft- und Sechstklässlern in dieser Beziehung noch nicht allzuviel erwarten darf. Dass sie aber manchmal ganz hübsche Arbeiten zustande bringen, mögen ein paar schlichte Aufsätzchen beweisen.

Hans und Fritz in Argentinien!

Als ich diesen Buchtitel las, schoss es mir unwillkürlich durch den Kopf, dieses Buch will ich lesen, und weil gerade Ostern nahte, machte ich eine kleine Bemerkung bei meinem Götti. Dieser begriff sofort, und am Ostertag war das gewünschte Buch in meinem Besitz.

Nun wollen wir im Geiste mit diesen Buben Hans und Fritz nach Argentinien reisen. Ein Mann mit Namen Ernst lud die beiden für ein Jahr zu sich nach Südamerika ein, denn er selber lebte schon 43 Jahre dort. Auch Onkel Max hat seinen Wohnsitz nach Argentinien verlegt, und zwar ist seine Frau eine Appenzellerin. Nun genug mit dem Aufzählen, denn die Buben sind ganz ungeduldig, bis sie endlich reisen können.

An einem Aprilmorgen steht ein stattliches Menschentrüpplein vor dem Gotthardzug im Zürcher Bahnhof, denn jetzt heisst es Abschied nehmen. «Thalwil-Zug-Luzern» schallt es dumpf durch die Halle und jetzt «Gotthard-Mailand, alles einsteigen!» Jetzt senkt sich die grüne Kelle des Vorstandes, und schon rollt der Zug aus dem Bahnhof.

Was sie nun alles auf der langen Reise erlebten, würde zuviel Platz brauchen, um es aufzuschreiben. Darum überhüpfen wir diese Zeilen und landen mit den beiden in Genua.

Jetzt hiess es umladen auf einen deutschen Dampfer. Nun begann erst der interessanteste Teil für die beiden. Bis sie nur alle Maschinen kannten – und wenn sie unten fertig waren, flogen sie mit langen Schritten über die Treppen hinauf auf das Verdeck. Auch hier wurden die beiden nicht müde mit Schauen und Fragen. So flogen Tage und Wochen dahin, bis eines Nachmittags die Leute auf dem Schiff jubelten: «Amerika, Amerika! Morgen sind wir in Amerika!» Jetzt hiess es nochmals, zum letztenmal, den Sonnenuntergang betrachten, was für Hans ein ganz besonderes Erlebnis war. Fritz hingegen eilte lieber zum Nachtessen, das an diesem Tag aber besonders spät ausfiel. Endlich reklamierte er. Hans lachte ihn darüber aus: «O du mit deiner Fressgier verpasstest noch den Sonnenuntergang. Das Wichtigste der ganzen Reise ist doch gerade der Sonnenuntergang am Äquator.»

Amerika.

Mit grossem Hallo wurden die Knaben abgeholt. Nun begann das argentinische Leben. Hier reihte sich ein Abenteuer an das andere. Mit Straussen, Schlangen und Pferden erlebten sie die spannendsten Sachen. Aber nicht nur immer solches zu erleben, sind sie ausgewandert, sondern auch arbeiten zu helfen. Sie brachten es sogar so weit, dass sie kurz vor ihrer Heimreise eigenes Land kaufen konnten, und zu ihrem Verwalter setzten sie einen ehemaligen Schweizer, Herrn Tanner, ein. So ging das Jahr um, während welcher Zeit Hans und Fritz Argentinien mit seinem Volke kennenlernten. Doch ehe sie glaubten, schlug wieder die Stunde zur Heimreise, welche wieder über die gleiche Strecke führte.

Hans und Fritz standen auf dem Schiff und winkten wehmütig. Immer noch standen sie stumm da, als das Schiff längst vom Land abgestossen war. Eine Glocke tönte, und Hans sagte zu Fritz: «Komm, es läutet zum Essen!»

«Ich habe keinen Hunger!» sagte Fritz.

E. L., 5. Kl.

Auch wenn man das Buch von Max Schreck nicht kennt, gewahrt man rasch, dass dieser Elfjährige bereits über eine gewisse Anlage zum Abstrahieren

verfügt, so mangel- und fehlerhaft im übrigen auch manches ist. Erfreulich ist die Selbständigkeit in der Darstellung (Einleitung und Zwischenbemerkungen im ersten Teil). Auch der sprachliche Ausdruck ist fast durchwegs lobenswert. Einzelne Episoden (Abschied, Sonnenuntergang auf dem Schiff, Schluss) wurden herausgehoben, weil der Knabe entweder besonderes Gefallen daran oder dann den rechten Weg nicht fand, sie stilgemäss dem übrigen einzufügen. Zeitwechsel, ungleichmässige Verwendung der Anführungszeichen usw. können auf dieser Altersstufe noch kaum als schlimme Fehler vermerkt werden.

Die Höhlenbuben

Zwei Brüdern waren die Eltern gestorben. Man brachte sie ins Waisenhaus. Sie lebten unter einem strengen Meister. Er schickte sie auf die Weide, um zu schaffen. Den Knaben verleidete es bald. In einer Nacht richteten sie die nötigen Kleider. Sie befestigten ein Seil am Kammerpfosten. Dann stiegen sie hinab und flüchteten. So liefen sie auf den nächsten Berg. Bald fanden sie eine Höhle. Im Dorf drunten meinte man, sie seien ertrunken beim Baden. Die Leute suchten sie tagelang. Sie wussten nicht, dass sie losgerissen sind.

Die Buben auf dem Berge lebten von Pilzen und Beeren. Einmal ging der grosse Bub in ein fremdes Dorf und verkaufte Heidelbeeren bei einer Bäckerin. Dafür bekam er ein Brot. Dann zog er voll Freude gegen die Höhle. Am Tag darauf suchten sie wieder einen Kratten voll Heidelbeeren. Der kleinere musste daheim bei der Höhle wachen. Der ältere zog wieder gegen das Dorf. Er wurde freundlich von der Bäckerin empfangen. Er erhielt wieder ein Brot. Jetzt zog er fröhlich heim. Plötzlich hielt ihn ein Mann an und sprach: Du bist der Schlingel, der davonlief. Der Knabe riss los und sprang, was er konnte. Er erzählte es dem kleinern Bruder. Am andern Tage zogen ein paar Männer den Berg hinauf und suchten. Zuhinterst in der Höhle erwischten sie die ängstlichen Buben. Sie führten die Knaben ins Dorf, und von jetzt an mussten sie im Waisenhaus weiterleben.

L. Th., 5. Kl.

Dieser noch mangelhafte erste Entwurf bedurfte natürlich einer gehörigen Korrektur, bei der die Fehler (Gedankensprünge, falsche Zeiten und Satzkonstruktionen, Wiederholungen usw.) ausgemerzt wurden. Die Zusammenfassung erscheint in dieser Arbeit schon besser als in der ersten, obwohl dem Inhalte nach nicht alles stimmt und Wesentliches übergangen wird. Der Darsteller gibt in ziemlich flüssiger Form den Handlungsablauf wieder. Zu rühmen sind in formaler Hinsicht besonders die kurzen Sätze. – Diese Inhaltsangabe bezieht sich auf das meistgelesene Buch unserer Klassenbibliothek, «Die Höhlenbuben», von Josef Hauser.

Zum Vergleiche und um zu zeigen, wie individuell eine solche Zusammenfassung ausfallen kann, führe ich noch die eines andern Knaben über das gleiche Buch an.

Die Höhlenbuben im Waldiloch

Es waren einmal zwei Knaben. Die hatten die Eltern verloren und hausten darum im Armenhaus. Der Armenhausvater war ein strenger Mann. Die Buben sollten einmal zu einem Bienenschwarm schauen, damit er nicht davonfliege. Da wurde es ihnen langweilig, und sie gingen hinauf in die Waldilochhütte. Dort suchten sie den Berg ab. Auf einmal fanden sie eine Höhle. Sie schlüpfen hinein und krochen, bis sie auf dem Grunde anlangten. Dort zündete Domini ein Zündhölzchen an. Nachher schlüpfen sie hinaus. Bald gingen sie wieder ins Tal hinunter. Dort schlüpfen sie ins Armenhaus und schlichen ins Bett. In der folgenden Woche verdienten sie Geld und kauften Brot. Am andern Sonntagabend schlichen sie wieder fort. Sie nahmen Kleider mit. Als sie den Berg hinaufkletterten, war es schon Abend. Endlich kamen sie an einen Heugaden. Dort schliefen sie. Am Morgen standen sie auf und wanderten zur Höhle. Am Nachmittag sammelten sie Laub und dörreten es. Am andern Tag suchten sie Heidelbeeren. Als es wieder Morgen war, ging Domini mit den Beeren nach Altdorf. Dort verkaufte er sie um 2 Franken. Aus dem Geld kaufte er Brot. Nachher eilte er zurück. Am andern Tage suchten sie Kräuter. Domini brachte sie einem Kräuterpfarrer. Der gab ihm zwei Hemden und einen Franken. Am andern Morgen suchten sie wieder Heidelbeeren. Am folgenden Tage gingen beide nach Altdorf. Als es Abend war, verfinsterte sich der

Himmel, und bald fing es an zu stürmen und zu hageln. Die Hagelkörner schlugen den beiden Wunden. Als es aufhörte, konnte Seppi nicht mehr gehen. Sie übernachteten in einem Gaden. Am Morgen hatte es Schnee. Seppi war krank. Er schleppte sich fort bis zur Höhle. Dort legte er sich nieder. Das Fieber stieg. Domini wurde es angst, und er lief zur Waldilochhütte und holte Milch. Er sprang in die Höhle und kochte sie. Bald war der Bruder wieder gesund. Am nächsten Tage gingen sie «in die Heidelbeeren». Auf einmal kam eine Schulklasse daher. Sie erschrakten. Die Schüler verfolgten sie. Aber sie entrannen. Sie zitterten vor Angst. Am andern Morgen erlebten sie etwas Unerwartetes. Die Leute von Mürental erwischten sie. Sie führten sie ins Tal hinab. Der Pfarrer schickte sie in die Waldilochhütte hinauf. Dort hüteten sie die Kühe. Der Bauer gab die Knaben um keinen Preis mehr her.

M. E., 5. Kl.

Der Verfasser, ein Knabe, der einen langen Schulweg hat, hebt fühlbar die romantischen Partien des Geschehens heraus. Aber trotz vieler Mängel und Unvollkommenheiten zeigt auch diese Arbeit einiges Vermögen, einen ganzen Buchinhalt in zwei Heftseiten zu pressen. Gewiss, die fehlende Gliederung in Absätze, die vielen gleichen Satzanfänge, eine gewisse Ausdrucksarmut, die Wiederholungen usw. weisen deutlich auf den mittelmässig begabten Schreiber hin. Allein man bedenke, dass der Knabe ausser gelegentlichen Übungen im Nacherzählen und Zusammenfassen noch kaum weitere Schulung besass, um in 50 Zeilen den Inhalt eines 250 Seiten umfassenden, von reichem Geschehen durchpulsten Buches wiederzugeben. Wie schon im Aufsatz von L. Th. ist auch hier der durchwegs kurze Satz zu loben.

Vollwertige Resultate können nur erzielt werden, wenn der Schüler methodisch geschult an seine Aufgabe herantreten kann. Er muss sich also zuvor in der Wiedergabe von Kurzgeschichten und im Zusammenfassen kleiner und grösserer Zusammenhänge (siehe die 31. Übungsreihe: Darstellung in Stichwörtern, Nr. 179–183 meines Stilübungsheftes «Kurz und klar! Träf und wahr!») geübt haben. Während aber die Darstellung in Stichwörtern nur die Hauptpunkte aneinanderreicht, soll die eigentliche Zusammenfassung diese Hauptpunkte organisch miteinander verknüpfen, also ein eigenes stilistisches Gebilde schaffen, das den Anforderungen eines guten Aufsatzes genügt. Dies kann aber wohl nur in einer Klassenarbeit erreicht werden. So lasen wir vor Jahren Edmondo de Amicis schöne Erzählung «Marco sucht seine Mutter» (Von den Apenninen zu den Anden), SJW-Heft Nr. 58. Während vor der Lektüre uns ein kurzer Hinweis auf dem Umschlagdeckel eines andern SJW-Heftes das Geschehen im folgenden Satze umschrieb: «Erzählt von einem tapferen, opferwilligen Knaben, der keine Mühe und Schwierigkeit scheut, um seine verschollen geglaubte Mutter zu suchen – und so ihr Retter wird», galt es während und nach der Lektüre, den Inhalt des Heftes auf ungefähr einen Zwanzigstel zusammenzudrängen. Dies ist uns, wenn auch in keineswegs vollendeter Form, gelungen.

Marco sucht seine Mutter

Vor vielen Jahren ging ein dreizehnjähriger Genuese allein nach Amerika, um seine Mutter zu suchen. Diese war zwei Jahre früher nach Buenos Aires gefahren, wo sie das nötige Geld erwerben wollte, um ihrer Familie, die unverschuldet in Armut geraten war, wieder aufzuhelfen. Nach einer glücklichen Reise hatte sie durch die Vermittlung eines Vetters Ihres Mannes in der Familie des Argentiniers Mequinez eine gute Stelle gefunden. Während des ersten Jahres hatte sie regelmässig geschrieben und auch Geld heimgeschickt. Dann aber waren alle weiteren Nachrichten ausgeblieben. Da alle Nachforschungen keine Klarheit brachten, entschloss sich der tapfere Marco zur Reise. Ein Kapitän, der von seinem Vorhaben hörte, gab ihm ein Freibillet zur Überfahrt nach Südamerika.

Nach 27 meist trostlosen und traurigen Tagen langte das Schiff in Buenos Aires an. Als erste

Enttäuschung musste Marco erfahren, dass der Vetter vor 2 Monaten gestorben war. Und im Hause wo seine Mutter zuerst gewohnt hatte, erhielt er den niederschmetternden Bescheid, dass die Familie Mequinez nach der entfernten Stadt Cordova gegangen sei. Glücklicherweise bekam Marco vom neuen Hausherrn einen Brief an einen Mann in Boca, einer 2 Wegstunden entfernten Stadt. Dieser Briefempfänger seinerseits ermöglichte Marco, in einer Segelbarke nach Rosario zu gelangen. Dort musste er den argentinischen Herrn suchen, an den ihm sein Beschützer von Boca ein Empfehlungsschreiben gegeben hatte. Da aber dieser am Vorabend mit seiner Familie nach Buenos Aires gefahren war, stand der arme Knabe fast mittellos auf der Strasse, denn er hatte nicht mehr genügend Geld, um nach Cordova weiterfahren zu können. Durch einen glücklichen Zufall begegnete er einem alten lombardischen Bauern, mit dem er auf der Meerfahrt Freundschaft geschlossen hatte. Dieser verschaffte ihm durch eine Sammlung in einer italienischen Schenke das Geld zur Weiterfahrt.

Da der Knabe sommerlich gekleidet war, in diesen Gegenden aber Winter herrschte, fror er empfindlich. Er war darum sehr froh um einen Schal, den ihm ein Mitreisender schenkte. In Cordova, wo er endlich seine Mutter zu finden hoffte, wartete seiner eine neue Enttäuschung. Herr Mequinez nämlich weilte schon seit 3 Monaten nicht mehr hier, sondern war in die ziemlich weit entfernte Stadt Tucuman gezogen. Um dorthin zu gelangen, trat Marco bei einem Kaufmann in Dienst. So konnte er mit einer Güterkarawane einen Teil der langen, unendlich mühsamen Reise tun. Er musste schwer arbeiten und wurde krank. Der gute Kaufmann aber pflegte ihn. So war er wenigstens wieder gesund, als er nach zwei Wochen die Karawane verlassen musste, um allein die Reise fortzusetzen.

Mit seinem Kleidersack auf dem Rücken wanderte er mehrere Tage durch wildfremde Gegenden. Allerdings wurden Wetter und Landschaft freundlicher. Dieser Umstand und der ständige Gedanke an die Mutter gaben Marco die Kraft, die grossen Strapazen und seine Mutlosigkeit zu überwinden.

Mit zerrissenen Schuhen, wunden Füßen und sehr geschwächt kam er schliesslich nach Tucuman. Hier sollte er sich in der Hoffnung, die Mutter endlich zu finden, zum letztenmal betrogen sehen. In einem Laden, dessen Schild einen italienischen Namen trug, wurde er inne, dass er erst fünfzehn Meilen weiter das Haus des Herrn Mequinez finden werde.

Während sich der erschöpfte Knabe mit letzter Kraft durch den wildfremden Urwald schleppte, lag seine Mutter auf den Tod krank darnieder. Sie war vor vielen Monaten krank geworden. Aus Gram um ihre Lieben daheim hatte sich die Krankheit ständig verschlimmert. Zuletzt stellte sich noch ein neues Leiden ein, von dem sie nur durch eine Operation gerettet werden konnte. In ihrer Verzweiflung aber wollte die gute Frau nichts davon wissen.

Eben als der Arzt sie zum letztenmal zur Operation zu überreden versuchte, traf Marco an seinem Bestimmungsorte ein. Bereits hatte seine Mutter das Angebot des Arztes abgewiesen und die letzten Verfügungen getroffen, als Marco müde, zerlumpt und bestaubt hereingeführt wurde. Darob geriet die arme Frau ausser sich vor Freude. Und was alle Überredungsversuche nicht vermocht hatten, bewirkte Marcos Erscheinen: nun war seine Mutter sofort zur Operation bereit. So hat der heldenmütige Knabe seine Mutter vom Tode gerettet.

Natürlich bedurfte es mehrerer Fassungen und mancher kritischen Auseinandersetzung, um zu dieser knappen, den wichtigsten Kompositionsgesetzen genügenden Endform zu gelangen. Für eine lebhaft sechste Klasse lag dies indessen durchaus im Rahmen des Möglichen.

Zum Schlusse möchte ich noch ein Aufsätzchen anführen, das eine ganz andere Art zeigt, über die Privatlektüre zu berichten.

Mein Lieblingsbuch

Etwa vor zwei Jahren bekam ich an Weihnachten ein Buch «Die schönsten Erzählungen». Daran habe ich heute noch Freude. An Sonntagen, wenn es regnet oder schneit, nehme ich das Buch hervor und wähle mir eine schöne Geschichte. Oft sind's lange und grausame, aber doch schön zu lesen. Dann geht die Zeit schnell vorwärts. Es hat etwa 20 Geschichten im Buche, lustige, schöne und grausame, lange und kurze. Am Abend, wenn ich nichts zu tun habe, nehme ich sofort das Buch hervor und lese eine Geschichte.

Ja, ja, schon manchmal war ich «wild», las dann eine Geschichte, und bald darauf hatte ich alles vergessen.

A. E., 5. Kl.

Das damalige Sammelthema lautete «Mein Lieblings...», wobei jedes das schildern konnte, was ihm am meisten Freude bereitete. Während andere über

ihr Lieblingstier oder ihr Lieblingsplätzchen schrieben, fühlte sich dieser Knabe gedrängt, in solch treuherziger Weise von der Wohltat eines schönen Buches zu plaudern. Wenn ihm auch noch nicht alle Begriffe klar sind (grausam) und die Schreibweise noch zu wünschen übriglässt, zeigt diese wie alle übrigen Arbeiten doch, dass die Volksschule bestrebt ist, im Schüler jene Kräfte auszubilden, die ihn einmal befähigen werden, einen Zeitungsbericht oder ein Vereinsprotokoll abzufassen.

Die Neutralität der Schweiz

Von Ernst Burkhard

In der alten Eidgenossenschaft

In ihren Anfängen hatte sich die alte Eidgenossenschaft des Zugriffs der Österreicher zu erwehren. Als ihre Existenz gesichert war, griff sie in die grossen Welthändel ein. Karl der Kühne von Burgund, der zwischen Frankreich und Deutschland ein neues Reich aufbauen wollte, wurde durch die wuchtigen Schläge der eidgenössischen Heerhaufen zu Fall gebracht. In den Mailänderkriegen entfaltete sich die Eidgenossenschaft zum letztenmal als Grossmacht. Den verbesserten Feuerwaffen und den gewaltigen Heeren vermochten die Eidgenossen nicht mehr standzuhalten. Nachher lähmte die Glaubensspaltung ihre Schlagkraft beträchtlich. Nach 1516 zogen sich die eidgenössischen Orte immer mehr von den grossen Welthändeln zurück und neigten einer Neutralitätspolitik zu.

Da die Grossmächte nicht mehr auf die Orte als Bundesgenossen für ihre Kriege zählen konnten, so versuchten die Fürsten, die im Kampfe bewährten Schweizer als Söldner zu gewinnen. Allein die eidgenössischen Orte behielten sich das Recht vor, diese Werbungen zu gestatten oder nicht. Die Übereinkünfte, die den Mächten das Recht gaben, eine gewisse Anzahl Schweizer Söldner anzuwerben, nannte man Kapitulationen. Dieser Name kam daher, weil in einem besondern Kapitel (Capitulum) der Staatsverträge die Bestimmungen über die Anwerbungen festgelegt wurden.

Den ersten Anstoss, Söldner anzuwerben, gab die Schlacht bei St. Jakob an der Birs. Der Dauphin und seine Offiziere berichteten in Frankreich vom heldenhaften Kampf der Eidgenossen. Da stellte sein Vater, König Karl VII. von Frankreich, das Gesuch, 4000 Schweizer auszuheben. Nachdem günstige Kapitulationsbedingungen erreicht waren, erlaubten die Orte 1447 die Anwerbung. Allein erst nach 1516 wurde das Reislafen zu einer dauernden Einrichtung. Weit ins 19. Jahrhundert hinein blieb die Einrichtung bestehen; sie wurde zur Selbstverständlichkeit. Niemand erblickte darin ein Abweichen von der Neutralität. Neutral war der Staat; nach Abschluss der Kapitulation konnte der einzelne Eidgenosse als Söldner im Heere der fremden Macht dienen. Selbst die Annahme von Jahrgeldern (Pensionen), die vornehme Eidgenossen von ausländischen Fürsten bezogen, galt als erlaubt.

Die Missstände im Pensionenwesen und Reislafen riefen im Volke heftigen Widerwillen hervor. Schon Bruder Niklaus von der Flüe wies auf die unerfreulichen Auswüchse hin. Besonders heftig wandte sich Zwingli gegen das Reislafen. Er erblickte in den Söldnerverträgen mit fremden Staaten ein Krebsübel der

Zeit. Wir können im Bestreben, das Reislaufen und das Empfangen von Pensionen nicht mehr zu dulden, den im Volke allmählich erwachenden Willen zu vollständiger Neutralität erblicken. Der Gedanke, dass der Staat neutral sein sollte, fasste immer tiefer Wurzel im Bewusstsein der führenden Staatsmänner und des Schweizervölkcs.

Innenpolitisch hatte der Alte Zürichkrieg gezeigt, wohin es führte, wenn die eidgenössischen Orte bei Bruderzwisten frühzeitig Partei nahmen, statt unter allen Umständen an der Neutralität festzuhalten und zielbewusste Vermittlungsversuche zu unternehmen. Daher wurde Basel, Schaffhausen und Appenzell bei ihrem Eintritt in den Schweizerbund die Verpflichtung auferlegt, bei allfälligen Streitigkeiten zwischen den einzelnen Orten neutral zu bleiben und sich als Vermittler zu betätigen.

Die Grenzverletzungen während des Dreissigjährigen Krieges (1618–48) veranlassten die Eidgenossen, 1647 eine Wehrordnung aufzustellen, das Defensionale von Wil. Ein erster Auszug von 13400 Fussoldaten, etwa 500 Reitern und 16 Kanonen, gestellt von den eidgenössischen Orten, Zugewandten und aus den Gemeinen Herrschaften, sollte bei Kriegsgefahr oder bei einem plötzlichen Überfall sofort ausrücken und eine erste schlagfertige Abwehr bilden. Da damals in der Bewaffnung ein grosses Durcheinander herrschte, so wurde bestimmt, dass die Kompagnie von 200 Mann aus 120 Musketieren, 30 geharnischten Spiessträgern, 30 ungeharnischten Spiessträgern und 20 Halbartieren bestehen solle. Die Truppen des ersten Auszuges wurden in zwei Korps eingeteilt. Der konfessionellen Neutralität wegen kommandierte das erste Korps abwechselnd ein Feldhauptmann von Luzern und Zürich, das zweite Korps einer aus Bern und Uri. Ein gleich starker zweiter und dritter Auszug waren für den Notfall ebenfalls bereitzustellen.

Das Defensionale brachte etwas Neues: die Eidgenossen trafen militärische Massnahmen, ihre Grenzen vor einem Überfall zu schützen und mit der Waffe in der Hand die Neutralität unter allen Umständen zu wahren. Wie der Name sagt, besass das Abkommen defensiven Charakter. Im Defensionale von Wil wird der Grundsatz der bewaffneten Neutralität aufgestellt, der später für die Schweiz entscheidende Bedeutung erlangen sollte.

Obschon in der Folge noch Neutralitätsverletzungen durch fremde Truppen vorkamen, wurde doch in zahlreichen Fällen durch das eidgenössische Truppenaufgebot die Schweizer Grenze erfolgreich geschützt. Die Tagsatzung bemühte sich darum, dass die Eidgenossenschaft in die wichtigsten Friedensverträge eingeschlossen werde, indem darin Gebiet und Neutralität garantiert werden sollten. Als 1777 zum letztenmal das Bündnis mit Frankreich erneuert wurde, nahm man die Bestimmung auf, dass der Bund mit Frankreich der Neutralität keinen Eintrag tun dürfe. Merkwürdigerweise sahen auch die andern Mächte keine Neutralitätswidrigkeit im Abkommen mit Frankreich; so verlangte sogar Friedrich der Grosse von Preussen 1781 den Einschluss Neuenburgs in dieses Bündnis.

Im Zeitalter Napoleons

Nach dem Einfall der Franzosen in die Schweiz (1798) zwangen die Sieger die helvetische Regierung, mit Frankreich ein Offensiv- und Defensivbündnis einzugehen. Damit wurde die traditionelle Neutralitätspolitik der Schweiz durchbrochen. Das Versprechen Napoleons, die Neutralität wiederherzustellen, fand

nur teilweise Verwirklichung, indem in der Mediationsverfassung nur eine Defensivallianz mit Frankreich vorgesehen war. Die Tagsatzung der Mediationszeit erliess eine Neutralitätserklärung, die eher eine Bitte an die kriegführenden Parteien war, das Gebiet der Schweiz unbehelligt zu lassen, als die Bekanntgabe eines festen Neutralitätswillens. Da Napoleon ein Interesse daran hatte, die Schweiz nicht als Kriegsschauplatz zu benützen, so suchte er auf andere Weise aus der von den Franzosen abhängigen Schweiz Nutzen zu ziehen; er verpflichtete unser Volk durch Militärkapitulationen zur Stellung von Truppen. Auch die Alliierten kümmerten sich nicht um die schweizerische Neutralität und liessen im Dezember 1813 eine grosse Armee durch unser Land ziehen. Sie versprachen, die Neutralität der Schweiz anzuerkennen, sobald das Land unabhängig und frei sei.

Die Neutralität der Schweiz wird vertraglich festgelegt

Mit ihrer Erklärung haben die Alliierten die altherkömmliche Neutralität und Freiheit der Schweiz als ein Recht bezeichnet. Die Diplomaten des Wiener Kongresses beschäftigten sich mit der Neutralitätsfrage. So schlug im April 1814 der Preusse Wilhelm von Humboldt vor:

Da die Schweiz ihr Neutralitätssystem nicht so leicht aufgeben werde, könnte man es durch den zu schliessenden Vertrag auf ewig sanktionieren, vorausgesetzt, dass sie sich verpflichte:

- a) in jedem Kriegsfall zwischen dem Deutschen Bund und Frankreich ihre Grenzen mit einer bestimmten Truppenzahl zu besetzen und jede Verletzung ihres Gebietes wirksam zu vermeiden;
- b) dass sie ein für allemal eine gewisse Truppenzahl in deutschen Sold gebe und verspreche, sie im Kriegsfall zu vermehren;
- c) dass sie auf das Recht verzichte, irgendeiner andern Regierung Truppen in Sold zu geben.

Allein diese einseitige Auffassung der Neutralität, durch die der Deutsche Bund begünstigt werden sollte, konnte von den übrigen Mächten nicht gebilligt werden. Sie fanden, dass nur eine allseitige Neutralität der Schweiz im Interesse aller Mächte liege, und versprachen, sie zu gewährleisten, wenn die Eidgenossenschaft den Beschlüssen über die Neugestaltung ihres Gebietes beipflichtete. Die Rückkehr Napoleons von Elba unterbrach die Verhandlungen des Wiener Kongresses. Die Schweiz wurde veranlasst, an der Bekämpfung des geächteten Kaisers teilzunehmen. Schweizer Truppen unternahmen einen Ausfall nach Burgund. Nach der Besiegung Napoleons kam die Neutralitätserklärung zustande, die heute noch in Kraft ist. Auf schweizerischer Seite leitete der Genfer Pictet de Rochemont mit Geschick die Verhandlungen und brachte sie zu einem für unser Land günstigen Abschluss. Er verfasste auch im Auftrage der Mächte die Neutralitätsurkunde, die am 20. November 1815 von den Vertretern Österreichs, Frankreichs, Grossbritanniens, Portugals, Preussens und Russlands unterschrieben wurde. Darin erklärten die sechs Mächte, dass sie «durch die gegenwärtige Urkunde eine förmliche und rechtskräftige Anerkennung der immerwährenden Neutralität der Schweiz» erteilten. Sie gewährleisteten ihr auch «den unverletzten und unverletzbaren Bestand ihres Gebietes in seinen neuen Grenzen.» Ferner stellten die Mächte in der Urkunde fest, «dass die Neutralität und Unverletzbarkeit der Schweiz sowie ihre Unabhängigkeit von jedem fremden Einfluss dem wahren Interesse aller europäischen Staaten» entspreche.

Zugleich wurden dem Kanton Genf einige savoyische Dörfer zugeschlagen und damit die heutige Ausdehnung dieses Kantons festgelegt. Ferner wurde Hochsavoyen in die schweizerische Neutralität eingeschlossen, als wäre es «ein Bestandteil dieses Landes».

Die Auswirkung der garantierten Neutralität

Als nach der Julirevolution von 1830 vom Auslande her politische Flüchtlinge in die Schweiz kamen, versuchten einige Signatarmächte, eine gewisse Bevormundung über die Schweiz auszuüben, indem sie die Auslieferung oder die Ausweisung der Flüchtlinge kategorisch forderten. Die Eidgenossenschaft verbat sich jedoch die Einmischung in ihre innern Verhältnisse und erklärte, dass ihr allein das Recht zustehe, über die Gewährung des Asylrechts zu entscheiden. Die Bundesverfassung von 1848 setzte dem Söldnerwesen ein Ende, indem der Abschluss neuer Kapitulationen verboten wurde. Ferner trugen die Verstärkung und die Vereinheitlichung des Heeres dazu bei, den Neutralitätsgedanken im Volke zu festigen. Seit 1848 hat die Schweiz bei Kriegsgefahr die Grenzen besetzt und den Einmarsch oder Durchmarsch fremder Truppen verhindert. Im Deutsch-Französischen Krieg (1870/71) wurden von den Schweizer Truppen über 80000 Mann der französischen Bourbakiarmee beim Grenzübertritt entwaffnet und interniert.

Im ersten Weltkrieg (1914/18) anerkannten die kriegführenden Mächte die Neutralität der Schweiz. Für kleinere Grenzverletzungen und Kriegsschäden wurde Genugtuung geleistet. Von der Schweiz aus entfaltete das Rote Kreuz eine segensreiche Tätigkeit.

Der nach dem ersten Weltkrieg gegründete Völkerbund sah vor, gegen Staaten, die sich den Beschlüssen des Völkerbundes widersetzen, militärische oder wirtschaftliche Massnahmen (Sanktionen) zu ergreifen. Der Bundesrat erkannte, dass die immerwährende Neutralität unseres Landes die Teilnahme an militärischen Sanktionen des Völkerbundes nicht gestatte. Im Friedensvertrag von Versailles, Art. 435, anerkennen die Mächte die in den Verträgen von 1815 «zu Gunsten der Schweiz festgelegten Bürgschaften, die internationale Verpflichtungen für die Aufrechterhaltung des Friedens darstellen». Dagegen wurde die Neutralisierung Hochsavoyens als «den gegenwärtigen Umständen nicht mehr entsprechend» aufgehoben.

Nach gepflogenen Verhandlungen befreite der Völkerbundsrat die Schweiz von der Verpflichtung, an militärischen Massnahmen des Völkerbundes teilzunehmen. Ferner sollte das schweizerische Gebiet niemals zur Vorbereitung militärischer Aktionen verwendet werden, und der Durchmarsch von Völkerbundstruppen sollte unstatthaft sein. Dagegen legte man der Schweiz die Verpflichtung auf, wenn sie Mitglied des Völkerbunds werden wolle, sich gegen einen vertragsbrüchigen Staat an den wirtschaftlichen oder finanziellen Sanktionen zu beteiligen. Auf Grund dieser Vereinbarungen entschied sich das Schweizervolk am 16. Mai 1920 mit 414 954 Ja gegen 322 886 Nein für den Eintritt in den Völkerbund.

Im zweiten Weltkrieg (1939–45) gaben die kriegführenden Mächte zu Beginn der Feindseligkeiten die formelle Erklärung ab, die Neutralität der Schweiz zu achten. Seinem Neutralitätswillen gab das Schweizervolk Ausdruck, indem die Armee treu Wache hielt und Grenzübertritte beider Parteien ahndete. Im Verlaufe des Krieges, besonders aber nach dessen Beendigung, kam zu Tage,

dass das nationalsozialistische Deutschland im Falle eines Sieges die Besetzung der Schweiz beabsichtigte. Der deutsche Diktator forderte schon während des Krieges von der Schweiz nicht nur die Neutralität des Staates; auch die Gesinnungsneutralität des einzelnen Bürgers wurde verlangt. Das Schweizervolk liess sich jedoch die Gedankenfreiheit nicht nehmen; es hielt an seinen Freiheiten, die seine Vorfahren in jahrhundertelangen Kämpfen und Bemühungen errungen hatten, unverrückbar fest.

Die Nachfolgerin des Völkerbundes ist nach dem zweiten Weltkrieg die Uno (United Nations Organization) geworden. Die Schweiz ist dieser Organisation noch nicht beigetreten; denn unser Volk möchte die Gewissheit haben, dass den besondern Verhältnissen unseres Staatswesens Rechnung getragen und die immerwährende Neutralität anerkannt wird. Die Neutralität nach aussen ist eine der wichtigsten Lebensbedingungen der Schweizerischen Eidgenossenschaft, ohne die ihr Dasein gefährdet wäre.

Der Klassenbrief

Von Arthur Hausmann

Nach vorausgegangener Anfrage hatten wir auf einer heimatkundlichen Wanderung eine Dorfkäserei besucht. Wir waren dort überaus freundlich empfangen worden, und den Schülern selbst drängte sich der Dankbrief auf. Er wurde ohne weitere Erläuterungen meinerseits von jedem selbständig abgefasst.

Während der Korrektur ordnete ich die Arbeiten in zwei Gruppen:

- a) Briefe, die äusserlich richtig abgefasst waren, denen aber die Wärme, das Leben fehlte, so dass sie den Leser kaum interessierten.
- b) Arbeiten, die einen oder mehrere Gedanken enthielten, die dem Leser Freude machten, ihn packten.

Die Briefchen der zweiten Gruppe wurden durch die Verfasser vorgelesen. Die Zuhörer sollten sich originelle Gedanken, gute Wendungen merken und sich dazu äussern. Alles Brauchbare wurde an die Tafel geschrieben. So entstand ein buntes Durcheinander von Sätzen:

Der Greyerzergeruch steckt mir immer noch in der Nase (Wahrnehmung des Geruchssinnes). – Wenn jemand den Wert des Käses schätzen müsste, den Sie im Keller lagern, so käme er gewiss nicht auf 26000 Franken! (Der Schreiber erinnert sich an unsere Schätzungen und Rechnungen.) – Weil nun bald 8 Tage seit unserem Besuch vorbei sind, ist es höchste Zeit zum Danken (ein Briefbeginn ohne Umschweife und ohne langweilige Einleitung). Usw.

In der nächsten Deutschstunde machten wir uns daran, aus all den Gedanken gemeinsam einen neuen Brief zu formen.

Schon die Anrede gab zu denken: Lieber Herr! Sehr geehrter Herr! oder einfach die Adresse?

Dann wurde über den Anfang gesprochen: Kein Verlegenheitsbeginn! Keine lange Einleitung! Wir beginnen gleich mit der Hauptsache: danken!

Also sind wir schon fertig? – Nein, ein solch kurzes Brieflein wäre unhöflich, undankbar.

Was noch? – Wir könnten erzählen, was uns besonders gefallen hat. – Wir wollen zeigen, was wir von der Käserei noch wissen.

Es wurde darauf aufmerksam gemacht, dass die Gedanken richtig geordnet

werden müssen. (Schwache Schüler schlugen jeweils einfach irgendeinen der zur Verfügung stehenden Sätze vor.) Wir merkten auch, dass gute Einfälle nicht immer verwendet werden können, weil sonst der logische Aufbau litte. Immer wieder musste an Sätzen und einzelnen Ausdrücken verbessert, gefeilt werden. Am Ende der Stunde stand dann folgendes Brieflein an der Tafel nebenan:

Aarau, den 26. September 1947

Lieber Herr Reinhard!

Es sind nun bald 14 Tage her, seit wir Ihnen einen Besuch abstatteten. Damit wird es höchste Zeit, dass wir Ihnen für Ihre Mühe herzlich danken.

Zum erstenmal sahen wir eine Käserei von innen. Uns interessierten besonders die zwei grossen Kessi und der Lagerraum. Wenn jemand dort hinein kommt, so schätzt er den Käsewert gewiss nicht auf 26000 Franken. Wir alle wenigstens haben böse danebengehauen.

Der Käse schmeckte uns immer gut und jetzt noch viel besser, seit wir wissen, woher er kommt und wie er gemacht wird. Die Kostprobe, die Sie uns spendierten, war etwas vom Guten. Sie gab uns die Ausdauer für die Weiterreise; ein paar von uns trugen zwar Ihr Stücklein Käse in der Lunchtasche nach Hause, um dem Vater oder der Mutter eine Freude zu machen.

Wir danken Ihnen nochmals herzlich und grüssen Sie freundlich. Die Aarauer Oberschüler

Ein Schreibe-künstler setzte das Brieflein auf ein Blatt, gute Zeichner streuten ein paar fröhliche Skizzen ein, eines beschriftete den Umschlag, die Klassenkasse stiftete das Porto – und dann war es so weit.

Und der Wert solch einer Übung? Wir werden doch den gesteckten Zielen: Erziehung zur gemeinsamen Arbeit, Pflege des Schülergespräches, Kleinarbeit an vorhandenem Text (Stilübung), Üben einer gesunden Kritik, logisches Einordnen der Gedanken, etwas näher rücken.

Sprechchöre

Und wieder jähret sich die Zeit!

Josef Reinhart

- Einzelstimme:** Und wieder jähret sich die Zeit,
da die Seelen fasset Himmelsfreud,
da in dämmriger, dunkler Winternacht
die hohe Botschaft ward gebracht.
- Mehrere Stimmen:** Von Liebe, die alle Völker zwingt,
von Freude, die tiefste Nacht durchdringt – –
- Halbchor:** So wachet auf, ihr Herzen, zum Licht,
das bis in die letzte Trübnis bricht!
- Chor:** Erhebet den Blick vom Staube der Erde,
streift ab die Last der Werktagsbeschwerde,
dass in den Herzen und Augen es heiter werde.
- 1. Einzelstimme:** Ein Engel hat das Wunder gebracht,
ein Stern erhellt die dunkle Nacht.
- 2. Einzelstimme:** Das Licht wird zur ärmsten Hütte reichen,
es wird das letzte Dunkel weichen,
- Halbchor:** es wird die Welt im Glanze stehn,
- Tiefere Stimme:** der Mensch im Menschen den Bruder sehn!
- Halbchor:** Gott's Wunder ist ewig und nimmer zu fassen,
- Tiefere Stimme:** Er führt uns auf fremden Wegen und Strassen,

Einzelstimme: er horcht in der Seele tiefsten Falten,
Halbchor: er wird auch uns in den Händen halten.
Tiefere Stimme: Er lässt die Sterne vom Himmel fallen;
 doch die Lieb ist das Allergrösste von allem.
Chor: Gott stehet über Raum und Zeit,
 er sei gelobt in Ewigkeit.

Winter

St.Galler Zweitklasslesebuch

Wir lassen drei Teilchöre von ungefähr gleicher Stärke bilden.

Alle (ernst, bedächtig): Am Himmel rings im Kreise
 (langsamer) hängen Wolken, schwere, weisse.
I/II (zurückhaltend, beobachtend): Die Englein sitzen auf allen
 und lassen Flocken fallen,
III (langsam, gedämpft): ganz leise, ganz still,
 weil die Erde schlafen will.
Alle (munter, fröhlich): Da kommt der Wind mit Lachen:
 Ihr sollt mir ein Tänzlein machen!
I/II (fröhlich, beobachtend): Er wirbelt die Flocken herum,
 rumdidum, rumdidum,
 und bläst sie in alle Weiten,
III (langsam, gedämpft): dann dürfen sie niedergleiten.
II (beobachtend): Sie fallen draussen im Walde
 und auf der Bergeshalde
 (langsamer und gedämpfter und decken alles zu
 werdend) – su – su – su.
I (beobachtend, zufrieden): Alles, klein und gross,
 (langsamer) Bäume, Busch und Moos,
 alles kriegt einen Mantel,
 einen weissen, warmen, weichen,
 Tannen, Buchen und Eichen.
II/III (lebhafter): Ein Kirchlein am Berge droben,
 (fröhlich) gleich ist's überwoben
 und hat auf der Turmesspitze
 eine weisse Zipfelmütze.
Alle (bewegt, munter): Rings herum junge Tännlein,
 sehn aus wie bucklige Männlein,
 schier gar zum Lachen.
II (beobachtend): 's hängt viel noch oben am Himmel,
 (zufrieden) und immer noch Flockengewimmel
 will alle Gassen bedecken
 und alle Häuser und Hecken.
I/II (frisch): Laterne, Brunnen und Laube,
 (mit Nachdruck) alles kriegt eine Haube,
 weiss, mollig und fein,
 zur Nacht muss alles fertig sein.
III (gedämpft, sinnend): Dann scheinen die Sternlein aus lichten Räumen,
 dann kann die Erde vom Frühling träumen.

Gesang der Kinder

Hans Rhyh

Zwei ungefähr gleich starke Teilchöre einer Mädchenklasse sprechen ihre Verse (vorteilhaft unter taktmässigem Schreiten im Kreise und mit entsprechenden Gebärden). Lichter und Blumen sind Sinnbilder des kindlichen unvollkommenen Willens zum Guten und Edeln. Von dem in der Mitte des Kreises im Bettchen schlummernd gedachten Himmelskind erhoffen und erbitten sie Hilfe für ihr Streben.

- I** (ruhig, gemessen): Wir schreiten und wandeln in blühenden Nächten.
Wir tragen die Lichter in sorgenden Rechten
und reichen die Flamme dem Bruder Wind.
- II** (freudig bewegt): Die ewigen Sterne leuchten und blinken.
Wir heben die Blumen in unserer Linken
und grüssen das heiligste Himmelskind.
- I** (ruhig, gemessen): Du schlummerst in blauender Strahlenwiegen,
daran sich die duftigen Wölklein schmiegen,
vom liebenden Mütterchen sorgend umwacht.
- II** (beglückt, froh): O seliger Mund, besonnte Lider!
Die segnenden Wimpern strahlen hernieder
aus tiefer Träume Weihenacht.
- I** (freudig, bewegt): Dein Haupt umleuchten goldene Locken
wie selige Abendwolkenflocken,
die sanft am Saum des Tages ruhn.
Du träumst den Frieden himmlischer Auen.
- Alle** (innig, flehend): O könnten wir Dein Antlitz schauen
und still an Deiner Wiege ruhn!
- II** (hingebend): Wir möchten Dir zu Füßen liegen,
uns an Dein Bettchen sachte schmiegen
und knien vor Dir und beten leis.
(beglückt) Wir würden rein in Deiner Güte.
- Alle** (innig, flehend): O öffne unsrer Seelen Blüte,
und nimm uns auf in Deinen Kreis!

Lehrmittel

Heinrich Pfenninger, Modellbogen. Preis pro bogen mit illustrierter arbeitsanleitung 1 fr. Pädagogischer Verlag des Lehrervereins Zürich. Bezugsstelle: frau Müller-Walter, Steinhaldenstrasse 66, Zürich 2

Die leser der Neuen Schulpraxis wissen, mit welcher meisterschaft Heinrich Pfenninger das räumliche zeichnen handhabt. Diese begabung steht auch den modellbogen zu gevatter, und es freut uns, wenn ein schüler beim zusammensetzen über die eigenen schwierigkeiten hinausdenkt und findet, das erstellen dieser modelle habe gewiss viel mühe bereitet und grosses talent vorausgesetzt. Genaues und geduldiges arbeiten ist bei allen bogen erforderlich. Schüler der 4. klasse werden noch etwa hilfe benötigen. Wie schön ist es, wenn dann ältere geschwister und die eltern mit ihnen eine wohnstuben-arbeitsgemeinschaft bilden! Und wie strahlen die augen, wenn eines der farbenfrohen modelle (nach etwa 5 stunden) fertig vor einem steht: das **alte Seetor (Zürcher Grendeltor von 1445 (bogen 19))** mit seinen erkern, türmchen und fähnchen; der **Berner Speicher von 1791 aus dem Emmental (bogen 20)** mit dem prächtigen laubengang; das reiche **Berner Bauernhaus von 1776 aus Brienz (bogen 27)**. Den lehrern schenken diese bogen ein köstliches anschauungsmaterial, den eltern arbeitseifrige kinder, den schülern eine ausgezeichnete übung der handfertigkeit. Allen aber wecken und fördern sie die liebe zum bodenständigen und schönen; allen bereiten sie freude. – Für unterricht und freizeit sehr empfohlen! –om–

Neue bücher

Hans Ruckstuhl, Lasst uns reisen zu Narren und Weisen. 120 Kurzgeschichten zum Vorlesen und Nacherzählen. 149 s., geheftet 6 fr., leinen fr. 7.80. Verlag der Fehr'schen Buchhandlung, St.Gallen

Niemand kann besser sagen, was dieses buch ist und will, als der verfassers selber, der bekannte und beliebte mitarbeiter der Neuen Schulpraxis: «Diese sammlung kurzer geschichten möchte schule und haus dienen. Besonders der lehrer der mittleren und oberen primarklassen und der sekundarschule wird hier eine fülle zusagenden stoffes finden, nicht minder aber auch der leiter von jugendgruppen und der vorleser im häuslichen kreise. Es wurde besonders darauf bedacht genommen, möglichst viel neue und unbekannte stoffe aller farben und formen zu vereinigen. Bezeichnende begebnisse und erlebnisse, schnurren und schwänke, anekdoten und fabeln, märchen und legenden kommen zum worte.» – «Diese kurzgeschichten eignen sich für die verschiedensten zwecke: einmal als saubere und fesselnde lektüre für jedermann, dann zum vorlesen in schule, haus und jugendgruppe, ferner zur veranschaulichung ethischer wahrheiten und schliesslich zur schulung im mündlichen und schriftlichen ausdrück.» – «Möglichkeiten: darstellung des gelesenen auf knappstem raume oder nur als inhaltsangabe in ein paar sätzen, vorlesen der geschichte nur bis zu einem bestimmten punkte und ergänzung durch den schüler, einschieben einer längeren pause von tagen oder wochen zwischen vorlesen und nachschreiben usw.» Im vorwort schreibt Hans Ruckstuhl auch, warum er die geschichten nicht besonders geordnet hat, weder nach der länge (die kürzeste umfasst 7, die längste 168 zeilen), noch nach qualität, noch nach gattung, noch nach dem lesealter. – Für erläuterungen wäre man da und dort dankbar. – Sicher gilt für diese sammlung das motto, das ihr vorsteht: Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen (Goethe).
-om-

Heinrich Pfenninger, Besser als Hausgreuel. Freizeit-Wegleitung Nr. 35, 32 seiten, 1 fr. Verlag Pro Juventute, Zürich

Vergnüglich und unterhaltsam zu lesen. Der verfassers weiss uns so für seine ideen zu begeistern, dass wir wahrhaftig selbst zu säge und hobel griffen, wenn wir noch jung wären. Er verfolgt einen doppelten zweck: den leser anzuleiten, sich sein heim zweckmässig und wohnlich zu gestalten; ihm die augen zu öffnen für die schönheit der zweckform unserer wohnungseinrichtungen und die hässlichkeit und zweckwidrigkeit der vielen noch herumstehenden und -hangenden dinge, für die Ferd. Avenarius im «Kunstart» vor jahren den treffenden namen hausgreuel geprägt hat. Aus der fülle der gedanken wird jeder bastler leicht das ihm naheliegende herausfinden, handle es sich um behagliche zimmereinteilung und -ausstattung, um verbesserung von wohnungsmängeln, das unterbringen von zimmerpflanzen und der bücherei, der umgestaltung nicht passender möbelstücke, um einrahmungskunst und gutes hängen der bilder und anderes mehr. Seine unsern lesern gut bekannte zeichnungskunst veranschaulicht aufs schönste in vielen abbildungen, wie es der verfassers meint. Wer mit hobel und säge, schere und kleister umzugehen weiss, kann sich für seine freizeit keine bessere wegleitung wünschen, um sein heim behaglich und wohnlich zu gestalten. |Bn.

Hans Rhy, Blühender Stein. Gedichte. 56 s., kartoniert, fr. 5.40. Verlag A. Francke AG., Bern
Hans Rhy schenkt uns hier 40 gedichte über edelsteine aller arten. Er gliedert den zyklus in drei teile: Gesetz und Schönheit. Heilige Glut. Legende. Am ergreifendsten dünken mich «Napoleons Schutzstein» und «Der Rubin des Inders»; beide im letzten abschnitt. Aber auch sonst finden sich köstliche perlen: Der Diamant. Er lag im sand, noch missgestalt und stumpf / und ohne licht und farblos dumpf. / Doch strenges mühen tag und jahr / schliff ihn zum leben wunderbar. / / So wir. Erst wenn in langer zeit / unsägliches mühen uns geschliffen, / sind wir zu leuchten still bereit. / Nun haben wir das sein begriffen. / / Dem charakter des harten stoffes entsprechend, zeigen die gedichte eher gedankenschärfe als stimmungsgelalt. – Empfohlen!
-om-

Einbanddecken

Da immer noch keine passende echte Buchleinwand erhältlich ist, warten wir auch mit der Herstellung der Einbanddecken für den Jahrgang 1947 zu. Wir nehmen an, die Abonnenten ziehen es vor, die Hefte erst später einzubinden, dafür dann aber wieder Einbanddecken aus echter Leinwand zu erhalten. Wahrscheinlich wird es uns im Laufe des Jahres 1948 möglich sein, solche zu liefern.